



Karl May Jahrbuch 1923

Herausgegeben von Dr. Max Finke und Dr. E. A. Schmid

6. Jahr

Radebeul bei Dresden 1922 / Karl-May-Verlag

Inhalt

Das sechste Jahr . Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt (München)	5
Der Zauberteppich . Von Karl May	12
Aus Karl Mays literarischem Nachlaß . Von Studienrat Dr. Max Finke (Berlin-Köpenick)	17
Weihnachtsabend . Gedicht von Karl May	36
Hiob . Zwei Bruckstücke von Karl May	39
Karl Mays Friedensgedanken . Von Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau (Charlottenburg)	40
Zur Seelenerkenntnis Karl Mays . Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt (München)	55
„Ardistan und Dschinnistan“: – eine Denkerbotschaft . Von Willy Schlüter (Berlin)	64
Schopens Feststellungen . Von Seminar-Oberlehrer Fritz Prüfer (Dessau)	© 76
Kind und Buch . Von Rose von Aichberger (München)	© 83
Karl May: – ein Jungborn . Von Pfarrer W. Richter (Witten)	© 99
Der Läuterungsgedanke bei Karl May . Von Ministerialrat Dr. Erich Wulffen (Dresden)	109
Karl May in Kairo . Von Buchhändler Hans Rühlmann (Heidelberg)	© 123
In Konstantinopel . Von Klara May	131
Ceylon . Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br.)	© 135
Über die Abstammung der Ureinwohner Amerikas . Von Adalbert Stütz (Bischleben/Erfurt)	© 154
Henrystutzen und Silberbüchse . Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	© 216
Die Feuerwaffen des Romans "Winnetou" . Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck	228
Die Handlungszeit der May-Erzählungen . Von Kaplan Franz Kandolf (München)	© 238
Im Banne Karl Mays . Von Verlagsdirektor Wirkl. Rat Otto Hartmann (Regensburg)	259
Zusammengewürfelte Gedanken über Karl May . Von Geh. Hofrat Emil Sehling (Erlangen)	272
Vom Schuster, vom Baedeker und vom Karl May . Von Max Geißler (Dresden)	285
Karl May und Heinrich Hansjakob . Von Eisenbahn-Obersekretär Alfred Biedermann	© 293
Aus meinem Tagebuch 1906 . Von Studienrat Dr. Otto Rudert (Wurzen)	© 302
Gärender Most . Von Erich Mühsam (Niederschönenfeld)	309
Der Geächtete . Von Tono Kaiser (München)	© 316
Osterferien . Von Dr. Wilhelm Matthiessen (München)	© 321
Die Brücke . Von Lisa Barthel-Winkler (Berlin)	© 331
Der junge Strolch . Von Fritz Ströfer (Charlottenburg)	© 338
Karl May und das deutsche Volk . Von Unterprimaner Max Geßler (Dillingen)	© 344
Karl Mays Einfluß auf mich . Von Prof. Franz Reuß (Chemnitz)	© 350
Hermann Hesse und Karl May . Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt (München)	357
"Gehet hin in alle Welt!" Von Hauptmann a. D. August Niemann †	363
"Dieser See ist wie mein Herz" . Von Karl Budde (Ogden-Utah-U.S.A.)	© 367

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Mount Winnetou am Herzsee
Nach S. 80	Karl Budde vor seiner „Burg“ in den Windriverbergen
Nach S. 160	Blick in einen Seitencanon des nordamerikanischen Felsengebirges
Nach S. 224	Die drei Gewehre Karl Mays (Henrystutzen, Bärenlöcher, Silberbüchse von links + rechts)
Nach S. 264	Karl Budde mit seinem Pferd in einem Tal des Felsengebirges
Nach S. 320	Der Herzsee Winnetous in den Windriverbergen, im Hintergrund der Mount Winnetou

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

Das sechste Jahr

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Unser Verhältnis zu Karl May darf sich jetzt ändern: bisher sahen wir uns besonders zu seinem Schutze berufen und auch zum Schutze derer, denen man die Freude an ihm verleiden wollte. Wir waren darauf gefaßt, daß uns diese Aufgabe noch viele Jahre beschäftigen könnte. Aber es ist anders gekommen: Heute (am 21. November 1922) lese ich in einer Anzeige für Weihnachtsbücher in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ folgende Sätze, die mir beweisen, daß wir diese unsere Aufgabe schon erledigt haben:

„– Eine Zeitlang hätten manche Leute am liebsten jedes Buch ins Feuer geworfen, auf das sie nicht allergnädigst ihren Stempel gedruckt hatten, und es gab einen Index verbotener Bücher, auf dem all die Herrlichkeiten standen, die die jungen Leute – eigensinnig, wie sie schon sind – am allerliebsten lesen: Cooper, Karl May, Jules Verne. Als Typus des allein zulässigen Jugendbuchs wurde Storms Pole Poppenspüler dekretiert: eine reizende Dichtung, die nur der Erwachsene würdigen kann. Aber die Jugendschriftenausschüsse ließen nicht locker: wenn einem Jungen zehnmal lieber der letzte Mohikaner gewesen wäre oder Winnetou, der rote Gentleman, – nein, er mußte Pole Poppenspüler lesen: Friß Vogel oder stirb! ...“

„Ich bin wirklich froh,“ fährt der Berichtersteller fort, „daß mich das Problem des alleinzulässigen Jugendschriftentyps noch nie interessiert hat und nenne daher ein Dutzend [6] Sachen, die mir gefallen und von denen ich vermute, daß sie auch den Jungen gefallen. – –“

Wir sehen, dem Schreiber dieser Zeilen gelten die Bemühungen der Jugendschriftwarten, Karl May aus den Volks- und Schulbüchereien und aus den Herzen seiner Verehrer zu bannen, schon als eine überwundene Wunderlichkeit älterer Tage. So schnelllebig sind wir heute, so schnell versinken alte „Autoritäten“ in die Versenkung! Gewiß bleiben noch einige Unentwegte aufrecht und werden sich um ihr Fähnlein scharen zum Zeugnis ihrer Charakterstärke und Ueberzeugungstreue, aber sie werden mit jedem Jahre komischer wirken und keinen Schaden mehr stiften können.

Der Rückblick auf unsere bisherige Tätigkeit darf uns also mit großer Befriedigung erfüllen: die Karl-May-Hetze ist erledigt, und das Verständnis für seine Persönlichkeit sowohl wie für sein Lebenswerk ist in aufsteigender Entwicklung.

Wir beobachten mit wachsender Freude, wie immer neue Kreise sich ihm erschließen und Anschluß an ihn suchen. Es stellt sich tatsächlich heraus, daß er seiner Zeit voraus war und erst von der Generation richtig verstanden wird, die im Jugendalter durch seine Schule gegangen ist.

Kein Zweifel, daß die chaotischen kulturellen Zustände, in denen wir zur Zeit leben, die Geburt eines neuen Zeitalters ankünden: Alte Werte gelten nichts mehr, alte Formen sinken in Trümmer, eine heiße Sehnsucht und ein oft ungestümer Drang nach neuen Lebensdeutungen und neuen Lebensformen hat die Menschheit gepackt und zumeist natürlich die Jugend.

[7] Mit der rein verstandesmäßigen Weltanschauung der jetzt zusammenbrechenden Kulturepoche, die so stolz auf ihre streng wissenschaftlichen Methoden und deren vermeintlich sicheren Ergebnisse war, hat man die Menschheit wohl wissender, aber nicht glücklicher gemacht: im Zeitalter der Technik haben sich die äußeren Lebensbedingungen der Kulturmenschheit gewiß gebessert, aber gleichzeitig verkümmerten die Fähigkeiten der Phantasie und des Gemütslebens in dem Grade, daß das Leben leer und freudlos wurde. Viele, die damals das Wort führten, sind still geworden und haben ihren Anhang verloren. Karl May aber, der keine „Mode“ mitgemacht, sondern mit sicherster innerer Führung seinen eigenen Weg durchgehalten hat, wird heute mehr verstanden, als zu seinen Lebzeiten. In ihm lebte schon der mystische Drang, der die Erscheinungswelt nur als Symbol erkennt, und heute die Geister wieder der Anthroposophie, dem Okkultismus und den alten religiösen Problemen zuführt. Das ist, wenn es sich in den rechten Schranken zu halten weiß, eine Vertiefung und damit eine Bereicherung des Lebens. May erkannte oder – besser gesagt – fühlte jedenfalls mit eingeborener Sehergabe den Reichtum der verborgenen Schätze, die zu allen Zeiten bestimmend auf das Leben und Denken der tiefsten Geister gewirkt haben. Aus dieser seiner Grundeinstellung zu den Wundern unseres Daseins erwachsen ihm die Kräfte, allgemeine

Menschheitsfragen im großen Zusammenhang zu sehen und zu behandeln und zur eigenen Befriedigung und damit auch zur Befriedigung anderer zu lösen.

[8] Daher nehmen ihn heute viele der Modernsten als einen Bahnbrecher für sich in Anspruch. Er steht damit in einer Linie mit dem früher auch von seinen Zunftgenossen arg verkannten und geschmähten Dr. Wilhelm Meyer, dem Gründer der Berliner Urania, der auch, unbefriedigt von der rein verstandesmäßigen Beobachtung des real Gegebenen, nach den innersten Zusammenhängen suchte und jede Einzelercheinung nur als ein Gleichnis hinnahm; „denn nur am Abglanz haben wird das Leben“ – wie Goethe sagt. Man nennt eine solche Betrachtungsweise kosmisch. Sie hat ganz unbestreitbar das Uebergewicht über die rein materialistische, nur am Gegebenen haftende Betrachtungsweise. Sie ist zudem der germanischen Natur durchaus gemäß und darf sich für ihre Berechtigung selbst auf Goethe und Nietzsche berufen.

Jetzt kommen wir auch zu einer „einheitlichen, klaren Auffassung von Mays Schriften“, die Johannes Schröder¹ bisher nicht ohne Berechtigung vermißt hat. Der warmherzige und kühne Verfasser dieses Aufrufs fordert einen Kampf für die Ideen Karl Mays, „die erhabensten Ideen der Menschheit“, und klagt, daß sich die May-Forschung in einen „seichten Strom flachen, sumpfigen Oedlandes verloren“ habe. Er wünscht – und wünscht mit Recht – daß das sog. Karl-May-Problem jetzt abgeschlossen werde: „Es gibt gar kein Karl-May-Problem mehr. Was man so bezeichnet, ist nichts weiter als ein literarischer Kaffeeklatsch allergrößten **[9]** Stils.“ Karl May selbst verstand darunter die „Menschheitsfrage“, dies aber sei gleichbedeutend mit der Friedensfrage. Das Problem Karl May sei also die Friedensfrage.

In diese tatkräftig mit einzutreten, das wäre die Pflicht der May-Gemeinde, das wäre viel wichtiger als die Menge von Sonderuntersuchungen über Einzelfragen seines Lebens und seiner Schriften, die den Kernfragen ausweichen.

Mir scheint, daß sich Schröder bei seiner richtigen Grundstimmung doch zu einer Einseitigkeit verleiten läßt.

Zunächst mußte May erst als Mensch und Schriftsteller seinen Verkleinerern gegenüber gerechtfertigt werden, um Gehör zu finden, und mußte sein Lebenswerk als die notwendige Frucht seiner Natur und seiner Schicksale erkannt werden. Nur dadurch erhielt er die innere Beglaubigung, die sich Gehör erzwingt. Erst mußte den Gegnern Mays, die einen Widerspruch zwischen seinem Leben und seinen Werken aufdecken und daraus ihre Feindschaft rechtfertigen wollten, genügend erwiesen werden, daß sie von ihrer eigenen Kurzsichtigkeit in die Irre geführt wurden. Man nenne also diese Aufklärungsarbeit nicht nachträglich unnütz. Sie war unerläßlich notwendig. Darf sie jetzt als erledigt gelten – nun, um so besser!

Wir dürfen aber auch die Wirkung eines Werkes nach keiner Richtung hin einschränken wollen. Mögen Pazifisten in May nichts anderes finden, als den Ansporn zur internationalen Friedensarbeit: keinem Leser darf es deshalb verwehrt sein, sich bei ihm **[10]** eine andere Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse zu holen. Der Geist braucht freie Bahnen: man tut nicht gut, Grenzpfähle aufzustellen und Vorschriften zu geben, wie und woher er wirken soll. Kaum sind wir die Tyrannei der May-Gegner los, so kommt schon sein Freund und will uns bestimmen, ihn nur noch als Vorkämpfer des Weltfriedens anzuerkennen und wirken zu lassen. Ich möchte nicht, daß über ihre humanen Wirkungen der rein literarische Wert der May-Schriften ganz vergessen werde, oder daß man die künstlerische Einkleidung seiner Lehrschriften als eine Gleichgültigkeit betrachte. Die Form darf nichts Aeußerliches sein, muß vielmehr von innen heraus wachsen und sich mit dem Inhalt zu einer Einheit verschmelzen. Gelingt das nicht, so entsteht eine Unausgeglichenheit, die die beabsichtigte Wirkung herabsetzt. Von all dem zu sprechen, ist nützlich, schon deshalb nützlich, weil ein gegebenes Beispiel führend, aber auch verführend wirken kann².

Ich hoffe aber, dieses neue Jahrbuch wird den Beweis erbringen, daß Schröders Aufruf doch gehört und gerecht gewürdigt worden ist. Tono Kaisers Beitrag „Der Geächtete“ (S. 316) wird ein tiefes Erfassen der Menschheitsprobleme im Sinne Karl Mays und im Anschluß an sein Leben und Wirken nicht mehr vermissen lassen. Hier sehen wir das Einzelleben schon ins Symbolische erhoben und zur Menschheitsfrage erweitert. Was also May selbst erstrebt, **[11]** nicht aber erreicht hat, sein Leben kosmisch

¹ „Karl May: Ein Aufruf.“ Berlin, Berghaus-Verlag 1922.

² Das alles schreibe ich ohne jede Verstimmung, sondern unter dankbarer Anerkennung der ehrenden Behandlung, die Johannes Schröder mir in seinem „Wort über Ludwig Gurlitt“ (auf S. 20 seines „Aufrufs“) zuteil werden läßt.

darzustellen und zu deuten, das versucht jetzt sein Jünger und schafft so durch die Kunst, „die alles Aeußerste begrenzt und bindet“, eine Verklärung seines Lebens und Strebens, die alle Erdschwere hinter sich läßt.

Es ist erfreulich zu sehen, wie mannigfach Mays Geist auf seine Leser wirkt. Unsere Jahrbücher legen davon Zeugnis ab, so auch Schröders Heft.

Neuerdings hat sich freilich auch eine feindliche Kundgebung wieder gegen Karl May hervorgewagt: die Wiener Sozialdemokraten, an ihrer Spitze Schulrat G l ö c k e l, haben das Bedürfnis gefühlt, sich durch ein Verbot seiner Schriften und anderer besonders beliebter Jugendschriften öffentlich zu blamieren. Das ist ihnen auch prächtig gelungen. Sie hatten die Macht dazu, aber damit ist noch nichts bewiesen für die Vernunft ihrer Gewalttat. Den Namen dieses Schulrats, von dem sonst die Welt nichts weiß, wollen wir uns merken. Er gehört auf dieselbe Liste, auf der jener längst vergessene Minister steht, der die Bestrebungen des Kinderfreundes F r ö b e l zu nichte machte, weil er in ihnen revolutionäre Tendenzen witterte. Fröbels Werk und Name leben heute noch hoch in Ehren, der Minister aber: - wie hieß er doch?

Der Zauberteppich

Von Karl May

In der Hauptmoschee zu Meschhed Hosseïn, der berühmten schiitischen Pilgerstadt, ist unter der Gebetsnische ein Teppich zu sehen, dessen Geschichte man folgendermaßen erzählt:

Zu Ijar, dem im ganzen Morgenland bekannten Teppichweber, kam Yussuf el Kürkdschü, der ebenso berühmte Musannif, um einen Teppich zu bestellen, der Eigentum seines Freundes Mazak, des jungen Kutubi, werden sollte. Ijar sprach:

„Ich habe eigentlich keine Zeit zu dieser Arbeit, jedoch weil du es bist, will ich sie übernehmen. Sie ist für Mazak bestimmt, dem meine Achtung angehört; darum werde ich dir nicht etwas Gewöhnliches, sondern das Beste liefern, was ich liefern kann.“

Nach einiger Zeit kam Yussuf el Kürkdschü wieder, um die begonnene Arbeit zu betrachten. Als er dies getan hatte, sagte er:

„Ich bin unzufrieden mit dir, o Ijar. Ich will ein Muster, das allen Leuten, besonders aber den Packträgern und Eselsjungen gefällt; du aber scheinst mich nicht verstanden zu haben.“

Da antwortete der Teppichweber:

„Du hast diese Arbeit für Mazak, den Kutubi, bestimmt, der weder Lastträger noch Eselsjunge ist, und wenn du glaubst, daß meine Kunst um das **[13]** Wohlgefallen der Verständnislosen zu buhlen habe, so irrst du dich. Laß mich machen, wie ich will; du wirst zufrieden sein!“

„Was ist es, was du willst?“ fragte Yussuf.

„Einen Zauberteppich, der jeden Fuß, der ihn betritt, zum Pfad der Liebe lenkt. Ich webe ihn aus Fäden, die nie vergehen, sondern ewig währen.“

Diese Versicherung genügte dem Kürkdschü; er ging beruhigt fort. Aber als er nach einigen Tagen wiederkehrte, um die fortschreitende Arbeit in Augenschein zu nehmen, verfinsterte sich sein Angesicht, und er sprach:

„Ich sehe Gestalten, die mir nicht gefallen und auch keinem andern gefallen werden! Und ich sehe den Untergrund gefüllt mit Sprüchen der Weisheit, der Liebe und Barmherzigkeit, die das Auge des Beschauers stören. Ich bitte dich, ja nicht in dieser Weise fortzufahren!“

Da schaute der Weber ihn ernst an, schüttelte verwundert seinen Kopf und erwiderte:

„Ich habe dich für einen Kenner meiner Kunst gehalten und geglaubt, daß du Vertrauen zu mir hegest. Sollte ich mich geirrt haben? Willst du ein Werk von mir, so störe sein Entstehen nicht, sondern warte mit deinem Urteil, bis es fertig ist. Kannst du das aber nicht, so gehe in den Basar, wo man mit Schmerzen auf die Käufer wartet und heute verschachert, was morgen schon zerrissen wird.“

Der Kürkdschü entfernte sich schweigend. Er war nicht mit Ijar einverstanden, obgleich er ihm nichts entgegnen konnte. Aber als er zum drittenmal kam und seinen Blick auf den nun halbfertigen Teppich fallen ließ, rief er aus:

[14] „Maschallah! Was sehen meine Augen! Du füllst trotz meines Wunsches den Untergrund noch immerfort mit unwillkommenen Worten, und die Gestalten, die auf ihm entstanden sind, werden das Mißfallen jedes wahren Gläubigen erregen! Kürze das Werk und füge schnell den Rand hinzu! Da ich es bestellt habe, werde ich es behalten, obgleich es mir nicht gefällt. Zwar wird der Teppich nun kürzer als ich dachte, aber auf dem Basar sind genug andere zu haben, die ich für Mazak, den Kutubi, hinzufügen kann, damit er befriedigt werde.“

Da erhob Ijar sich von seiner Arbeit, lächelte wehmütig und sprach:

„So hast du also auch mir nur Ware des Basars zugemutet, und mich für einen Sohn gewöhnlichen Geschmacks gehalten! Wäre ich das, so säße ich bei den andern auf der Ladenbank und müßte mich wie sie um Käufer heiser schreien. Aber ich webe nach Gedanken, die nicht zu kürzen sind, und wenn ich fertig bin, so haben diese Gedanken eine Tat vollbracht. Gehe getrost hin und kaufe da, wo du nun kaufen willst! Du brauchst meine Arbeit nicht zu behalten und nicht zu bezahlen. Nicht mein Geschäft, sondern Allah sorgt für mich!“

Yussuf el Kürkdschü entfernte sich zögernd, begleitet von der Ahnung, daß er töricht gehandelt habe. Ijar aber sandte den Teppich, als er ihn vollendet hatte, an El Akle, den weisesten der Kalifen. Dieser ließ ihn vor

seinem Thron ausbreiten, rief die Großen seines Reiches zusammen und sprach, als sie vor dem Teppich standen:

„Betet die heilige Fatha, und laßt euch dann auf **[15]** dieses Gewebe nieder! Es wurde mir gesagt, daß es ein Teppich der Beratung sei. Ich will ihn prüfen.“

Da trat der Großwesir hervor und sagte:

„Wolltest du nicht die heilige Fahne des Propheten entfalten, um die Lehren des Islam auf den Spitzen unserer Schwerter hinaus in alle Welt zu tragen? Laß uns beraten, ob es der Wille Allahs ist!“

„Es sei euch gewährt,“ antwortete der Kalif, „kniet auf den Rand des Teppichs, um zu beten!“

Sie gehorchten alle. Der Teppich war von grauer Farbe, und nichts, kein Spruch, kein Bild auf ihm zu sehen. Aber kaum sprachen sie dem Vorbeter die ersten Worte der Fatha nach, so begann er sich zu beleben. Der Spiegel des Gewebes füllte sich mit Dunkel, auf dem, goldig glänzend, Spruch um Spruch in der Reihenfolge erschien, in der sie von Ijar gewebt worden waren. Die grüne, wehende Fahne des Propheten wuchs hervor, und um sie scharten sich alle die Gestalten, die Yussuf el Kürkdschü nicht gefallen hatten: heulende und tanzende Derwische, Softas, Ulemas, Missionare, stürzende Säulen, Tempelmänner. Das alles kam und stand deutlich vor den Augen der Betenden, bis sie die letzten Worte der Fatha sprachen:

„Und führe uns nicht den Weg der Irrenden!“

Kaum waren diese Worte gesprochen, so begannen die Gestalten sich zu verwandeln, und zwar waren es grad so viel wie es Beter gab, und jeder von diesen hatte sein eignes Bild grad vor sich stehen, ihm ähnlich, zum Erstaunen ähnlich, aber doch das Zerrbild seines eignen Glaubens. Da sprang der Vorbeter erschrocken auf und rief:

[16] „Nein, nein, das bin ich nicht! O Allah, gib, daß ich ein anderer bin!“

Da stieg El Akle, der Kalif, von seinem Thron herab, stellte sich in die Mitte des Teppichs und sprach:

„Ihr seid es alle, wie ihr euch hier seht. Es zeigt der Teppich euch die Züge eures Glaubens. Habt nun wohl acht, was jetzt geschehen wird!“

Sie sahen zu ihm auf, voller Erwartung, was nun geschehen werde. Sein Gesicht verwandelte sich; seine Gestalt wurde eine andre; nicht mehr der Kalif, sondern Ijar, der Weber, stand auf seinem Teppich. Er erhob gebieterisch seine Hand und sprach:

„Tretet zurück; ihr habt genug gesehen! Wenn dieser Teppich euch ein besseres Bild von eurem Glauben zeigt, dann ist es euch erlaubt, die Fahne des Propheten zu entfalten. Ihr seht jetzt meinen Geist, der hier bei seinem Werke lebt. Ich lege es in Allahs Tempel nieder. Geht hin, so oft ihr euch beraten wollt! Mein Geist wird dort euch stets die Wahrheit sagen!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so war er wieder verschwunden und mit ihm der Teppich vor ihren erstaunten Augen. Am andern Tag aber verbreitete sich das Gerücht, daß in der Moschee zu Mesched Hosseïn ein großer, grauer Teppich unter der Gebetsnische liegt, den man von dort nicht entfernen könne. Er sei unsichtbar über Nacht gekommen, und niemand habe ihn gebracht; es seien alle Wächter der Moschee bereit, dies zu beschwören.

[(17)]

Aus Karl Mays literarischem Nachlaß

Von Dr. Max F i n k e

(Schluß)

8.

Vorstehend findet der Leser eine märchenartige Erzählung Karl Mays „Der Zauberteppich“ zum erstenmal abgedruckt. Ich wußte lange nichts damit anzufangen. Offenbar war sie ein Gleichnis; stammte sie doch aus einer Zeit - nach 1901-, da May sich immer entschlossener in Bildern äußerte. Ein Hinweis der Witwe und der Name Yussuf führten zur Lösung des Rätsels.

Yussuf? Josef? Und Kürkdschi? Seltsamer Anklang an den Namen des großen Herausgebers Kürschner! Halt! Was heißt denn Kürkdschi auf deutsch? Das türkische Wörterbuch belehrte:

kürkdschi = Pelzhändler, der Kürschner!

akle = akil³ = Vernunft, Geist, Verstand.

Das arabische Wörterbuch förderte zutage:

ijar = Mai (Monat), der Name des Dichters selbst.

maze = Ziege.

musannif = Schriftsteller.

[18] Mazak wird etwa dem deutschen „Zieger“ entsprechen. Dies ist der Name eines verstorbenen Leipziger Verlegers, mit dem Kürschner in Verbindung stand. Ich fand auch noch einen weißen Umschlag mit der Aufschrift: „Gleichnis für Zieger.“

Der „Zauberteppich“ steht äußerlich wie innerlich in Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte der Erzählung „Und Friede auf Erden“.

Die Erzählung erschien, kürzer und in etwas anderer Fassung, unter der Ueberschrift „*Et in terra pax!*“ in einem großen vaterländischen Sammelwerk des berühmten Herausgebers Geh. Hofrats Professor Josef Kürschner. Es hieß „China. Ein Denkmal den Streitern in der Weltpolitik. Schilderungen aus Leben und Geschichte, Krieg und Sieg“ mit 30 farbigen Kunstblättern, 716 Textbildern und 2 Karten. Verlag Hermann Zieger, Leipzig, später: Berlin, Deutsche Kriegerbund-Buchhandlung Dr. Hans Natge. Vorwort von Ende 1901. Dieses Werk, ursprünglich in Lieferungen, erschien als Sammelband in kostspieliger, doch künstlerisch unwertiger Ausstattung. Seine Richtung ging darauf, den nach dem Boxeraufstand gegen die Chinesen errungenen Sieg zu verherrlichen, Deutschlands Ausdehnung zu fördern und das fremde Land fesselnd zu schildern. Mays Beitrag entsprach nun, wie sich in der Folge der Lieferungen immer mehr herausstellte, mit seiner Friedensfreundlichkeit keineswegs den Absichten des Herausgebers und der Mitarbeiter, unter denen sich auch höhere Offiziere befanden. Kürschner veranlaßte ihn deswegen, die Erzählung zu kürzen und mit einem passenden vorzeitigen Schluß zu versehen. **[19]** Dies gelang denn auch May vortrefflich. Josef Kürschner entschuldigt sich im Vorwort zum Chinawerk gleichsam, wenn er, mit Beziehung auf die abgedruckte Erzählung „*Et in terra pax!*“, sagt:

Karl Mays Reiseerzählung, die erst während des Erscheinens der einzelnen Lieferungen des Buches vollendet wurde, hat einen etwas anderen Inhalt und Hintergrund erhalten, als ich geplant und erwartet hatte. Die warmherzige Vertretung des Friedensgedankens, die sich der vielgelesene Verfasser angelegen sein ließ, wird aber gewiß bei vielen Anklang finden.

Die Erzählung „Und Friede auf Erden“, vormalig also genannt: „*Et in terra pax!*“, ist von Karl May in der Weltabgeschiedenheit des Rigi-Kulmgipfels verfaßt worden. Dort weilte er mit seiner Gattin im Herbst 1901 vier Wochen. Während unten die Matten noch grün waren, schneite das Hotel hoch oben allmählich ein. Karl May wollte sein Werk von vornherein zu einem entschiedenen Widerspruch gegen die kriegsfrönige Weltanschauung säbelrasselnder Militaristen gestalten. Der „China“-Feldzug fand in ihm einen scharfen, ja leidenschaftlich aufgebrachten Gegner. May schätzte ja über alles die feine alte Kultur und das Glaubensleben der Chinesen. Welche liebevolle Einfühlung in die fremde Welt Ostasiens zeigt, wenn wir darauf verzichten, die Sonde der Sachverständigkeit anzulegen, das launige und so überaus spannende Werk „Der blautrote Methusalem“ (Bd. 40).

³ Der Bd. 25 „Am Jenseits“ bringt als eine Hauptgestalt Akil Schatir Effendi (sonst Kara Ben Nemsis).

Professor Josef Kürschner, der schon früher viel mit Karl May gearbeitet und den Dichter beispielsweise auch für die von ihm und Spemann gegründete Knabenzeitschrift „Der gute Kamerad“ gewonnen [20] hatte, erwartete, für sein China-Werk einen auf kriegerische Töne gestimmten Schlager aus der Feder des berühmten Schöpfers der „Old Shatterhand“- und „Winnetou“-Gestalt zu empfangen. Er verkannte, daß May viel mehr als nur romantischer Phantast sein wollte, nämlich Träger einer großen sittlichen Sendung. May hat mit einer gewissen verzeihlichen Hinterhältigkeit von vornherein den Plan gehabt, mit der Gesamtrichtung seiner friedensfreundlichen Erzählung den Militaristen in die Parade zu fahren. Er wußte von Kürschner zu erwirken, daß ihm dieser völlig freie Hand ließ. Kürschner drängte nur immer voll unruhigen Verlangens, den heißbegehrten Beitrag zu erhalten. Der Schriftverkehr zwischen beiden erfolgte in Drahtnachrichten. Karl May hatte sich geweigert, die sehr schlechte Handschrift des berühmten Herausgebers zu lesen. Als Vergütung für die Erzählung waren 2000 Mk. ausgemacht. Diese Summe ging dem Dichter dann verloren, nachdem er zu seinem eignen höchsten Vergnügen und zu Kürschners Schmerz und Aerger dem kriegsfreudigen China-Werk ein Schnippchen geschlagen hatte. May wurde einigermaßen durch die Genugtuung entschädigt, daß der Streich gelungen war.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, daß May mit seinem Friedensroman in der berühmten Friedensvertreterin Bertha v. Suttner eine warme Verehrerin gefunden hatte. Als er in Wien war, um seinen letzten Vortrag im Sophiensaal zu halten (22. März 1912), besuchte sie ihn zu einer längeren Unterredung im Hotel. Nach seinem Tod und nach [21] Rückkehr von ihrer Amerikareise stattete sie der Villa Shatterhand ihren Besuch ab und hat auf dem Sessel vor demselben Schreibtisch gesessen, auf dem die versöhnungspredigenden Werke Mays entstanden sind. Ergriffen sagte sie mit Tränen der Rührung: „Wenn ich nur eins dieser Werke hätte gestalten können, dann hätte ich mehr erreicht!“

Die in dem Sammelwerk erschienenen 4 Kapitel, von Linder durch 60 mäßige Bilder belebt, entsprechen ungefähr den ersten 11 Kapiteln der nachmaligen Buchausgabe, die mit der verdeutschten Ueberschrift „Und Friede auf Erden“ als Bd. 30 der Ges. Werke⁴ erschien. Den Eingang des 12. Kapitels „Im Hafen von Ocamá“ (S. 414 - 420) benützte der Dichter zu einer Erklärung, die mit männlichem Bekennermut gegen die Richtung von Kürschners Sammelwerk angeht:

Ich hatte etwas geradezu Haarsträubendes geleistet: Das Werk war nämlich der „patriotischen Verherrlichung des Sieges“ über China gewidmet, und während Europa unter dem Donner der begeisterten Hipp, hipp, hurra! Und Vivats erzitterte, hatte ich mein armes, dünnes Stimmchen erhoben und voller Angst gebettelt: „Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein!“ Das war lächerlich; ja, das war sogar albern. Ich hatte mich und das ganze Buch bloßgestellt und mir wurde bedeutet, einzulenken. Ich tat dies aber nicht, sondern ich schloß ab! Mit dieser Art von Gong habe ich nichts zu tun.

Man lese hierzu auch den in vorliegendem Jahrbuch stehenden Aufsatz des Stadtschulrats Dr. Buchenau über Mays Friedensgedanken. Man kann sich [22] denken, daß der schon damals (1901) durch erhebliche buchhändlerische Erfolge verwöhnte Schriftsteller May durch Kürschners Forderung, die mißliebige Erzählung zu schließen, gekränkt wurde. Er fühlte sich in seinem Sendungsbewußtsein als überzeugter Christ getroffen. Wie äußert sich nun diese Empfindung?

Die Antwort darauf gibt die vorstehend abgedruckte Erzählung „Der Zauberteppich“, die ich mit Genugtuung im Nachlaß aufstöberte. Von der Witwe des Dichters erfuhr ich, die Erzählung sei einem langen Brief an den Leipziger Verleger Zieger beigelegt worden und von diesem auf Wunsch Mays zurückgesandt. Die Namen und die Zielrichtung des Märchens, die an die Zauberwelt der „Märchen aus tausendundeiner Nacht“ erinnert, führten schließlich zur Lösung.

Der im ganzen Morgenland bekannte Teppichweber Ijar ist niemand anders als May selbst. Mit Yussuf el Kürkdschi meint er den durch seine ausgedehnte Herausgeberebetätigkeit (Kürschners Bücherschatz) verdienten, 1902 verstorbenen Geheimrat Josef Kürschner. Dessen Freund Mazak, der junge Kutubi, d. i. Buchhändler, ist Hermann Zieger, der frühere Verleger des Sammelwerkes „China“. Der bestellte Teppich, der in seinen Besitz übergehen sollte, ist dann natürlich die Erzählung „*Et in terra pax!*“, nachmalig „Und Friede auf Erden“.

May war damals (1901) dazu übergegangen, die ihn schmerzenden Erlebnisse in sinnbildlichen Erzählungen zu überwinden. Man denke nur an den 3. und 4. Band des Werkes „Im Reiche des silbernen

⁴ Siehe auch die Inhaltsübersicht und Deutung in Bd. 34 „Ich“, S. 572/3.

[23] Löwen“. Ein anderer Schriftsteller hätte, auf Ruhm und Erfolg pochend, gegen Kürschner aufbegehrt. May nimmt eine feine Vergeltung mittels einer Erzählung. Kürkdschi kommt mehrmals, um dem Teppichweber Ijar bei der Arbeit zuzuschauen. Das zielt auf die Art des Erscheinens in Lieferungen. Als er zum drittenmal kam, war der Teppich halb fertig, d. h. die Erzählung „*Et in terra pax!*“ (im ganzen 4 Kapitel) beim 3. Kapitel. Er fürchtet, daß die eingewebten „Sprüche der Weisheit, Liebe und Barmherzigkeit“ das „Mißfallen jedes wahren Gläubigen“, d. h. der Kriegsanhänger, erregen werden. Also: „Kürze das Werk und füge schnell den Rand hinzu! Da ich es bestellt habe, werde ich es behalten, obgleich es mir nicht gefällt.“ Als Ersatz für die Kürzung will er auf dem „Basar“, d. h. dem Schriftsteller-Markt (d. i. die Leipziger Kantatemesse) andere Teppiche, d. h. Beiträge kaufen, um den „Kutubi“ zu befriedigen.

Die ganze Erzählung verrät das wehmütige Lächeln des Enttäuschten, doch regt sich auch das berechnete Selbstbewußtsein Mays. Ja, um den Vorwurf des Minderwerts aufzuheben, steigert es sich, fast krankhaft, zur Selbstüberhebung. „Du brauchst meine Arbeit nicht zu behalten und nicht zu bezahlen. Nicht mein Geschäft, sondern Allah sorgt für mich!“

Der Fortgang des Gleichnisses erschließt sich weniger zwanglos der Deutung. Wer ist El Akle, der weiseste der Kalifen, dem Ijar den vollendeten Teppich schließlich sandte? Offenbar Fehsenfeld. Wer sein Großwesir? Wer der Vorbeter? Sind hier auch [24] bestimmte Zeitgenossen Mays gemeint? Man könnte bei dem Großwesir an den Buchdrucker Mays, den ihm befreundeten Kommerzienrat Felix Kraus (Besitzer der Hoffmannschen Buchdruckerei) in Stuttgart denken. Oder ist es abwegig, nach weiteren Entsprechungen zu suchen? Jedenfalls entfaltet der Teppich Wunderkräfte. Er wird vor einem kriegerischen Unternehmen, das den Islam in alle Welt tragen soll, als Teppich der Beratung benutzt. Vor dem erstaunten Blick der Beter, die auf seinem Rand knien, erscheinen nacheinander Ijars goldene Weisheiten, dann die „grüne, wehende Fahne des Propheten“, offenbar das Sinnbild unduldsamen Eiferer- und Bekehrertums, das in der Erzählung „Und Friede auf Erden“ der Missionar Waller vertritt. Dann zeigen sich die übrigen Gestalten der Erzählung, bis bei den Schlußworten der heiligen Fatha „Und führe uns nicht den Weg der Irrenden!“ die Gestalten sich verwandeln in der Weise, daß jeder Beter grad vor sich sein eigenes Bild erblickt. Dies ist jedem zum Erstaunen ähnlich und doch das Zerrbild seines eigenen Glaubens. Ein Widerspruch, den Tiefsinn zu reizen. Der wirkliche Mensch und das innere Entwicklungsbild, dem er zustrebt, weichen ab wie Vorlage und Zerrbild. Der Spiegel des Teppichs wird zum Spiegel der Selbsterkenntnis. „Nein, nein, das bin ich nicht! O Allah, gib, daß ich ein anderer bin!“ ruft der tödlich erschrockene Vorbeter aus, und mit ihm jeder, der sich ehrlich erkennt.

Nun erfolgt in der Art der Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ - alles baff! - die Verwandlung des Kalifen El Akle in den Teppichweber Ijar. Er [25] gebietet - die Sprache erhebt sich hier zum Versmaß -, erst dann an Bekehrung anderer zu denken, „wenn dieser Teppich euch ein besseres Bild von euerm Glauben zeigt“. Der Teppich selbst verschwindet und erscheint in einer schiitischen Moschee unter der Gebetsnische wieder. May bezeichnet den Teppich als einen „großen, grauen“, womit er darauf anspielt, daß sich in der Erzählung „Und Friede auf Erden“ vergleichsweise wenig bunte Handlung findet.

Alles in allem eine feinsinnige Antwort an Kürschner; die geistvolle Vergeltung des Schriftstellers, der sich dagegen auflehnt, nur Marktgängiges zu liefern, und wagen darf, gegen den Strom damals herrschender Anschauung zu schwimmen. Noch entschiedener bekennt sich May zum Frieden in „Babel und Bibel“ (Bd. 49), einem Werk, dessen Herzens-Christentum.

Abfassung im Jahre 1906 innerlich mitbedingt wurde durch den Widerstand der deutschen Gebildeten gegen Mays 9.

Weiter unten bringe ich die in Jamben gehaltene Einleitung zu den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ zum Abdruck, jenen schon um 1876 erschienenen Erzählungen, in denen May sich seine Sporen als Volksschriftsteller erwarb. Das hier gedruckte Vorwort war ursprünglich der Sammlung „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ beigegeben worden, von der damals nur der erste Band erschien. Das vorige Jahr (1921) brachte nun die auf zwei Bände der Gesammelten Werke verteilte Neuausgabe [26] der nicht unbedeutenden Erstlinge: Bd. 43 „Aus dunklem Tann“, und Bd. 44 „Der Waldschwarze“. Diese beiden neuen Bände enthalten sämtliche im Nachlaß aufgefundenen Dorfgeschichten, nicht nur die seinerzeit in Buchform gesammelten. Sie bergen viele Beiträge zum Verständnis der Jugend und der späteren Werke Mays.

In der Erzählung „Des Kindes Ruf“ (Bd. 43, S. 49 ff.) wird ein unschuldig Verurteilter geschildert. Im „Herrgottsel“ (Bd. 44, S. 109 ff.) wird die Gestalt der Marah Durimeh vorausgeschaut; der Vorwurf des Lichts in der Geisterhöhle erscheint hier zum erstenmal, später wieder aufgenommen in Bd. 2 „Durchs wilde Kurdistan“ (S. 533). In der Erzählung „Das Geldmännle“ (Bd. 44, S. 323) begegnen wir der Spaltung des Innern, auf die May in seiner eigenen Lebensbeschreibung Bd. 34 „Ich“ (S. 380) hinweist. Die Spaltung wird später überzeugender dargestellt in der Gestalt des Missionars Waller in Bd. 30 „Und Friede auf Erden“.

May spricht selbst von den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ in seiner Lebensbeschreibung Bd. 34 „Ich“ (S. 381 und 386). Wir erfahren etwas über den Beweggrund seines Schreibens. Er schrieb, wie viele Schriftsteller vor und nach ihm, um seine Ueberspannungen und Verdrängungen loszuwerden. Die Stimmen in seinem Innern heischten von ihm, sich für erlittenes Unrecht zu rächen:

Das war es, was die Versucher in meinem Innern von mir forderten. Ich wehrte mich, soviel ich konnte, soweit meine Kräfte reichten. Ich gab allem, was ich damals schrieb, besonders meinen Dorfgeschichten, eine sittliche, eine streng gesetzliche, eine königstreue Richtung. Das tat ich, nicht nur [27] andern, sondern auch mir selbst zur Stütze. Aber wie schwer, wie unendlich schwer ist mir das geworden.

Hier ist von Selbstzwang und Selbstführung die Rede, von Läuterung und dem Streben nach innerer Festigkeit. Danach scheint es, als ob seiner Feder die Fülle der Erzählungen nicht so hemmungslos entfließen sei, wie etwa die Aeußerung eines Mittlers anderer Welten, der sich im Bannschlaf, in Zwangsverzückung befindet.

Karl Mays Vorwort zu den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ 1903.

Komm, lieber Leser, komm! Ich führe dich hinauf in das Gebirge. Du kannst getrost im Geiste mit mir gehn. Der Weg ist mir seit langer Zeit bekannt.

Ich baute ihn nun vor fast dreißig Jahren, und viele, viele kamen, die meine Berge kennen lernen wollten, doch leider nur, um sich zu unterhalten! Daß es auch Höhen gibt, in denen man nach geist'gem Erze schürft, das sahen sie bei offenen Augen nicht, und darum ist es unentdeckt geblieben.

Ich führte sie dann einen andern Weg, der von der flachen Wüste aufwärts stieg, durch fremdes Land und fremde Völker führt und oben enden wird bei Marah Durimeh. Auf diesem Weg begann man, zu begreifen. Man sah nun endlich ein, was die Erzählung ist: nur das Gewand für geistig frohes Forschen. Man hat gelernt, zum Sinn hinabzusteigen, der uns des Erzes Adern, der Tiefe Reichtum zeigt. Wer das ihm Nahe nicht verstehen will, den muß man klüglich in die Ferne leiten, wenn auch auf die Gefahr, dabei verkannt zu werden!

Heut kehrt ich nun ins Vaterland zurück, um jenen alten Weg aufs Neue zu betreten. Er ist nicht weit und auch nicht unbequem. Er führt nur auf ein kleines „Musterbergle“. Wir nehmen uns ein „Sonnenscheinchen“ mit, so einen Seelenstrahl, der uns zu leuchten hat, bis wir an unser kleines „Häusle“ kommen. Im „Bergle“ gibt es [28] Silber, wohl auch ein wenig Gold. Das wird bewacht vom Geist des Neubertbauers. Wer diesen Geist, den doppelten, begreift, der darf den Schatz und dann sich selbst auch heben!

R a d e b e u l , im Mai 1903.

Karl May.

10.

Wir haben die Genugtuung, unsern Lesern nachstehend ein Gedicht Karl Mays zu unterbreiten, „Weihnachtsabend“, das im ganzen 17 Strophen umfaßt. In seiner eigenen Lebensbeschreibung erzählt der Dichter, wie gerade der Weihnachtsabend durch eine Reihe erschütternder Vorkommnisse in seiner Erinnerung mit den traurigsten Vorstellungen verbunden blieb. Wer erinnert sich nicht der Einleitung zu Bd. 24 der Ges. Werke „Weihnacht“? Hier erzählt der Dichter, wie er, der Aermste unter den Schülern seiner Klasse, die Musik glühend liebte und außer dem gewöhnlichen Unterricht noch Privatstunden in der Harmonielehre nahm. Den Taler für die Stunde Harmonielehre mußte er bezahlen mit dem Ertrag von sechs Unterrichtsstunden, die er selbst erteilte. Als er in der Behandlung der Formen bei der Motette anlangte, setzte er sich eines Tages hin, über das Lieblingsthema „Ich verkündige euch große Freude“ eine Weihnachtsmotette zu schaffen.

Wie gedacht, so getan! Das *opus operatum* sollte freilich tiefes Geheimnis bleiben, war aber schon bald nach seiner Vollendung aus meinem Kasten verschwunden. Später erfuhr ich, daß ein mir übelwollender Mitschüler es mir

wegstibitzt und, um mich bloßzustellen, es meinem Lehrer, einem alten, braven Kantor, durch die Post zugeschickt hatte. Ich suchte lange nach dem verlorenen Heiligtum und gab es endlich auf, es jemals wiederzufinden.

Wie nun selten ein Unglück allein kommt - und das eigenmächtige Ueberschreiten der einem Schüler gezogenen geistigen Grenzen kann leicht zum Unglück für ihn werden -, kam mir grad zu jener Zeit ein Unterhaltungsblatt zu Gesicht, worin ein Wettbewerb, ein Weihnachtsgedicht betreffend, mit drei Preisen zu 30, 20 und 10 Talern ausgeschrieben wurde. Mein Lieblingsthema, meine Armut und wer weiß was sonst noch für gute oder nicht gute Gründe, „drückten mir“, wie berufene Dichter zu sagen pflegen, „die Feder in die Hand“; ich setzte mich abermals hin und brachte ein Gedicht von 32, schreibe und sage mit Worten: zweiunddreißig vierzeiligen Strophen zu Papier. Es ist jedermann, besonders aber jedem Redakteur bekannt, daß ein Gedicht, je länger es ist, desto leichter in den Papierkorb wandert, und auch ich wußte wenigstens, daß der Wert eines Poems nicht mit seiner Länge zu wachsen pflegt; aber nach der Disposition, die ihm zugrunde lag, hatte es eben nicht kürzer werden können; im Gegenteil, wenn ich alle Gedanken, die mir gekommen waren, niedergeschrieben hätte, wären es wohl tausend Zeilen geworden. Ich fertigte also das verlangte Motto an, steckte dieses mit dem Gedicht in einen Umschlag für 3 Pfennige, siegelte es mit für 5 Pfennige Rotlack zu, klebte mein letztes Geld in Gestalt von Briefmarken in die Ecke rechts über der Anschrift der Redaktion und trug den Brief in höchst feierlicher Stimmung bis zur übernächsten Straße, wo der Briefkasten hing. Als der Brief mit hohlem Geräusch hineingefallen war, sah ich den Kasten noch lange an. Er kam mir jetzt ganz anders vor, als er früher ausgesehen hatte. Das war aber auch sehr leicht zu erklären, denn 32 Strophen auf einmal zu verschlingen, das hatte wohl noch kein vernünftiger Mensch von ihm verlangt.

In sehr launiger und fesselnder Weise erzählt May dann, wie er infolge des langen Wartens immer mehr abmagerte, bis er dann aus seiner Spannung erlöst wurde durch einen Brief der Schriftleitung, der an seinen Schulleiter gerichtet war. **[30]** Dieser ließ May kommen und eröffnete ihm in bärbeißiger Art und mit Umschweifen, er erhielt für seine 32 Strophen einen Preis. Mit diesen Worten überreichte er ihm einen Umschlag und fügte mit polternder Gutmütigkeit hinzu, daß May für die zwei Nachhilfestunden, die er dem Sohn seines Schulgewaltigen wöchentlich erteilte, von jetzt an bar bezahlt würde, und zwar mit 10 Groschen, während er bis dahin dafür nur Sonnabends in der Küche Reis mit Rindfleisch bekam, und dann zum Nachgenuß der Lieblingskatze den Rücken krabbeln durfte. Der Sonnabendstisch verblieb dem jungen Dichter außerdem. Nachher, als er auf seiner „Bude“ den Umschlag öffnete, da lagen - - - 3 Zehntalernoten drin, er war also Träger des ersten Preises. Wie stieg er da in der Achtung seiner Mitmenschen! Dreißig schwere Taler für ein Gedicht von 32 nur vierzeiligen Strophen! Das waren 28 Groschen die Strophe und 7 Groschen für jede Zeile, für jeden Vers. Dazu die Ehre, den ersten Preis errungen zu haben!

Mancher Leser wird gewiß die durch den Band sich leitgedankenartig hindurchziehenden verschiedenen Strophen des schlichten Gedichts gezählt haben. Es sind nicht mehr als 10. Wo bleiben nun die übrigen von den 32?

Die Sichtung des Nachlasses förderte noch eine Fassung des Weihnachtsgedichts zutage, die im ganzen 17 vierzeilige Strophen enthält, darunter also 7 noch unbekannte. Mein Urteil über den mäßigen Wert der Mayschen Lyrik gilt auch für diese schülerhaften Erzeugnisse, die mit ihren d und t **[31]** gleichbehandelnden Endreimen unschön wirken. Dennoch drucken wir sie ab, weil sie einen Beitrag enthalten, die Seele des werdenden May besser verstehen zu lernen, und weil zahlreiche Leser immer wieder anfragen, ob sie die übrigen Verse nicht erhalten könnten.

Die vorliegende Fassung ist offenbar in der Strafzeit entstanden. Abgesehen von den Zeilen „An den kalten Eisenstäben kühlt er seine heiße Stirn“, stützt sich diese Annahme auf den Umstand, daß sich die Handschrift auf einem vergilbten Bogen fand, auf dessen Innenseite unter der Ueberschrift „Offene Briefe eines Gefangenen“ eine zugehörige kleine Stoffeinteilung steht. Das doch immerhin sehr einprägsame Ereignis seiner Preiskrönung, die einen inneren wie äußeren Erfolg bezeichnet, wird in seiner eigenen Lebensbeschreibung „Mein Leben und Streben“ mit keiner Silbe erwähnt. Auf Seite 384 von Bd. 34 „Ich“ finden sich 12 Zeilen, die einer ähnlichen Gefühlslage ihre Entstehung verdanken. Es sind zwei Möglichkeiten: Entweder ist das eigentliche Weihnachtsgedicht ganz hinter Mauern entstanden, und May hat später bei der Abfassung des Bandes „Weihnacht“ alles fortgelassen, was auf die Strafzeit Bezug hat. Diese Annahme ist wahrscheinlicher, als etwa die andere, nach der May hinter Eisengittern die in früher Jugend verfaßten Strophen vermehrt hätte durch solche, die er als Gefangener erlebte, obwohl die abgedruckte Fassung die rechte innere Verbindung der Strophen vermissen läßt. Wir hätten also in dem vergilbten Blatt

eine ergreifende Erinnerung an jene Zeit des [32] Dichters, die er im 5. Kapitel seiner eigenen Lebensbeschreibung unter der Ueberschrift „Im Abgrund“ so erschütternd schildert. Von den ursprünglich 32 Strophen des Gedichts „Ich verkündige euch große Freude“ fehlen also noch 15 Strophen, wahrscheinlich solche, die mehr Einblick in die traurigen Umstände ihrer Entstehung gaben. Scham beseitigte sie. Es liegt eben das innerste Erlebnis eines Unglücklichen vor, der hinter Mauern sich läuterte. Wie es auch sonst seine Gewohnheit war, hat May dann diese Verse zerpfückt und, um sich selbst und die Leser über die seiner bürgerlichen Ehre abträgliche Veranlassung des Gedichts hinwegzutäuschen, hat er in nicht ungeschickter, ja fesselnder und humorvoller Weise einen Anlaß dazu frei erfunden, den er in frühere Jugendzeit vorverlegt.

Man kann May nicht verübeln, daß er seine Reime, auch bei ihm „Bruchstücke einer großen Konfession“, und seine Gedanken allen möglichen Menschen in den Mund legt und sie als von ihnen selbst erlebt ausgibt. Das ist das gute Recht des Dichters, doch zeigt die Art, wie er das nachfolgend abgedruckte Weihnachtsgedicht verwendet, wie richtig Stobls Einstellung gegen May ist. In der Tat hier wieder „Scham und Maske.“

Das behandelte Gedicht wird von May noch an zwei andern Stellen seiner Werke verwendet. Einmal in den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“, die jetzt in dem Gewand der Bände 43 und 44 der „Gesammelten Werke“ auftreten. Hier erscheinen die beiden ersten Verse und zwar in der Erzählung „Der Giftheiner“ (S. 354/55) als Engelsarie. Ferner fand sich [33] in dem seinerzeit bei H. G. Münchmeyer erschienenen „Sozialen Roman“: „Der verlorene Sohn“⁵ ein Hinweis auf den Inhalt der uns fehlenden Strophen, von denen eine Reihe noch ursprünglich zwischen der 5. und 6. Strophe eingeschaltet gewesen sein muß, denn May sagt dortselbst im Anschluß an die Strophe „Unten zieht des Festes Freude“ usw.: „Jetzt folgen die Parallelen zwischen dem wonnepulsierenden Leben der Freien und dem nagenden Kummer des kranken Gefangenen in der Zelle, Parallelen und Bilder erschütternden Inhalts.“ In den folgenden Strophen unserer Fassung ist aber nur von dem Leid und der Fieberangst des kranken Gefangenen die Rede.

Das Gedicht „Ich verkünde große Freude“ geht auf die frühesten Jugenderinnerungen Mays zurück. Die alte, fromme Großmutter war es, die dem blinden Knaben diese Worte des Weihnacht Engels schenkte. Wie der Dichter in Bd. 24 „Weihnacht“, S. 2/3 selbst erzählt, haben diese Worte neben dem Spruch bei Hiob 19, 25: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. „In noch ganz unreifem Alter“ hat er beides in Töne gesetzt. Die ausgeschriebenen Stimmen einer auf jene Engelsworte - aber nicht auf das Gedicht - gemachten Weihnachtskantate, stark gealterte Blätter, fand ich selbst noch im Nachlaß⁶. Zur Veröffentlichung [34] sind sie, da auch unvollständig, nicht geeignet. Der Leser versäume nicht, in Band „Weihnacht“ die köstliche, zugleich wehmütige Geschichte nachzulesen (S. 11 ff.), wie May, zum zweitenmal für sein Können fürstlich belohnt, von dem ihm wohlwollenden Kantor noch 25 Taler in Empfang nimmt, die dieser für den Druck der Weihnachtsmotette erläßt. Schon damals begann der Leidensweg Mays. Sein Mitschüler Krüger hinterging ihn in häßlichster Weise, ohne freilich verhindern zu können, daß gerade seine Arglist zum Segen ausschlug. Herzensgütig trat May dann für den Schuft ein (S. 24). Seine ganze Strafe bestand darin, daß er das dreistimmige Solo in as mitsingen mußte. Das Maysche Weihnachtsgedicht veranlaßte, wie May sehr launig in Bd. 24, S. 18 erzählt, eine wahre Dichtwut unter den dreiundzwanzig Klassengefährten, gegen die von seiten der Schule vorgegangen werden mußte. Die Kindheitserinnerung wirkte das ganze Leben hindurch nach. Der 55jährige liebt die kindlichen Verse noch so unvermindert, daß er durchaus den ganzen ersten Vierzeiler als Aufschrift für den Band „Weihnacht“ benutzen will. Fehsenfeld, dessen verlegerisches Urteil sich gegen Mays Lyrik auflehnte, und der sogar gegen die Veröffentlichung der von May selbst so überschätzten „Himmelsgedanken“ (1901) war, widerstand dem Plan. So wurde der Einband mit der „Heiligen Nacht“ von Corregio geschmückt. Daß May selbst übrigens schwankte im Urteil über seine Gedichte, geht aus der Wendung hervor, er habe das Weihnachtsgedicht „verbrochen“ (Bd. 24, S. 3).

Man lese zum besseren Verständnis des hier [35] Gesagten die lichtvollen und einfühlsamen Ausführungen des bekannten Dichters Dr. Karl Hans Strobl (Wien): „Scham und Maske“, zur Psychologie

⁵ Im Buchhandel längst vergriffen. Neudruck unter Aufnahme in die Gesammelten Werke geplant; vgl. 2. Jahrbuch, S. 147 - 194.

⁶ Ob diese Blätter dieselbe Weihnachtsmotette enthalten (ganz oder teilweise), die May in Bd. 24 meint, ist kaum zu entscheiden.

des Karl-May-Problems im Jahrbuch 1921, S. 279 - 303, und „Das Energiegesetz des Abenteuers“, Jahrbuch 1922, S. 222 - 239.

Im „Verlorenen Sohn“ werden die Verse - hier im ganzen 14 - in der Weise der italienischen Improvisation vorgetragen. May lobt hier seine eigenen Bekenntnisverse, die er also einem andern in den Mund legte, als „leichtfließende, wohltönende“ und rühmt „Bilder erschütternden Inhalts, erschütternder Tragik“, weiter den „zauberischen Bilderreichtum des Dichters der Heimats-, Tropen- und Wüstenbilder“. Der den Weihrauch misset, streut ihn hier sich selbst. Mancher Leser dieser Strophen wird sich die Gestalt des ewig zerstreuten Carpio aus „Weihnacht“ vergegenwärtigen und den beliebten Band wieder zur Hand nehmen. Dort lese man auch die weiteren Schicksale des Liedes nach.

Anschließend an die Verse wird zum erstenmal ein Schmerzensschrei Mays wiedergegeben, offenbar aus der Zeit seiner schlimmsten Bedrängung durch Prozeßsorgen, ein Gedicht: „Hiob“, das durch seine freiere odische Form seltsam aus Mays Lyrik herausragt. Etwas wie der Trotz einer Prometheusnatur ringt hier nach Ausdruck. - Zum Schluß eine kleine Handschrift, die der Mappe für „Winnetous Erben“ (ursprünglicher Titel: „Winnetou“ Bd. IV) entstammt.

Weihnachtsabend

Von Karl May

Ich verkünde große Freude,
Die euch widerfahren ist,
Denn geboren wurde heute
Euer Heiland Jesus Christ!“

Jubelnd tönt es durch die Sphären,
Sonnen kündens jedem Stern,
Weihrauch duftet auf Altären,
Beter knien nah und fern.

Taghell ist es in den Räumen,
Alles atmet Lust und Glück,
Und an buntgeschmückten Bäumen
Hängt der freudetrunkne Blick.

Und es ist, als ob die helle
Nacht in Tag sich wandeln will,
Nur da droben in der Zelle
Ists so dunkel, ist so still.

Unten zieht des Festes Freude
Jetzt in alle Herzen ein;
Droben ist mit seinem Leide,
Seinem Grame er allein.

[37] Hat der Herr ein Leid gegeben,
Gibt er auch die Kraft dazu;
Bringt dir eine Last das Leben,
Trage nur und hoffe du!

Zitternd lehnt er an der Mauer
Von des Fiebers Angst umkrallt,
Und es fliegen tiefe Schauer
Durch die zuckende Gestalt.

Seine bleichen Lippen beben,
Fieberhaft erglüht das Hirn,
An den kalten Eisenstäben
Kühlt er seine heiße Stirn.

Betend faltet er die Hände,
Hebt das Auge himmelan:
„Vater, gib ein selig Ende,
Daß ich ruhig sterben kann.

Blicke auf dein Kind hernieder,
Das sich sehnt nach deinem Licht.
Der Verlorne naht sich wieder;
Geh mit ihm nicht ins Gericht!

Horch, da schallt vom nahen Dome
Feierlich der Glocken Klang,
Und in majestät'schem Strome
Schwingt sich auf der Chorgesang:

„Herr, nun lässest du in Frieden
Deinen Diener zu dir gehn,
Denn sein Auge hat hienieden
Deinen Heiland noch gesehn.“

[38] Schritte nahen, und die Zelle,
Wird erhellt vom Kerzenschein
Ueber die gefeite Schwelle
Tritt der Diener Gottes ein.

Und der Priester legt die Hände
Segnend auf des Toten Haupt.
„Selig, wer bis an das Ende
An die ew'ge Liebe glaubt.

Selig, wer aus Herzensgrunde
Nach der Lebensquelle strebt
Und noch in der letzten Stunde
Seinen Blick zum Himmel hebt.

Suchtest du noch im Verscheiden
Droben den Erlösungsstern,
Wird er dich zur Wahrheit leiten
Und zur Herrlichkeit des Herrn.

Darum gilt auch dir die Freude,
Die uns widerfahren ist,
Denn geboren wurde heute
Auch dein Heiland, Jesus Christ.“

Hiob

Zwei Bruchstücke von Karl May

Schlage mich! Peinige mich!
Aber ich komme!
Ich komme hinauf zu dir
langsam, stetig.
Jede Stunde meiner Qual sende ich dir empor,
Jede Stunde der Verzweiflung.
So komm ich:
Stück für Stück, nach und nach.
Aber wenn mein letzter Schrei zu dir gestiegen ist,
dann bin ich ganz bei dir, ganz, ganz!
Dann werde ich ganz versammelt sein, ganz, ganz.
Und dann trete ich vor dich hin
Und fordere mich von dir,
Mich, mein Leben, meinen Glauben, mein Glück,
Alles, alles, was du mir gibst,
um es mir wieder zu nehmen.
Dein Geben war Schein, nur Trug und List.
Dein Nehmen aber war Wirklichkeit.
Dann ringe ich mit dir, ich, ich! Mit dir!

Ja, das Weh, das Weh! Es ist die Krone, die goldene Krone, die so schwer ist zu tragen von all den Edelsteinen, die so schön sind, so schön. Doch all ihre Kostbarkeit nimmt ihnen nicht die Schwere. Wie müde macht das Wandern! Mein Weg war und ist weit. Die Wanderung ist nicht leicht. Wir Könige gehen im Schmuck so schwer des Weges!

Karl Mays Friedensgedanken

Von Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau

Schon während des Krieges, besonders aber seit seiner Beendigung bewegt die europäische Menschheit (und nicht nur sie!) die Frage des wahren Friedens auf das stärkste. Es ist erstaunlich, daß man nur so selten in weitesten Kreisen von dem tief bedeutsamen Friedensbuch Karl Mays etwas hört, das in erster Fassung im Jahr 1901 unter dem Titel: *Et in terra pax* erschien. Damals wurde von dem bekannten Bibliographen Geheimrat Kürschner ein Sammelwerk „China“ herausgegeben, worin Mays Roman mit abgedruckt wurde. Freilich war dieses Chinabuch rein „abendländisch“, d. h. machtverherrlichend eingestellt, und so zog May denn sein Buch aus dem Sammelwerk zurück. Blicken wir uns heute nach den so unsäglich bitteren Erfahrungen der Jahre 1914 – 1922 um, so müssen wir uns eingestehen, daß der „Friedensapostel“ Karl May, den man damals auslachte, oder über dessen Spruch: „Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein“ man den Kopf schüttelte, sachlich in allem Recht behalten hat! Wo ist die vielgerühmte europäische „Solidarität“ gegenüber der „gelben Rasse“, wo die „abendländische Ueberlegenheit“ geblieben?

May vollendete damals kurz darauf sein Buch und [41] schloß es ab mit dem Kapitel: „Der Sieg der Menschlichkeit“, Ausführungen, die weit, weit in die Zukunft weisen und uns auch gerade heute noch sehr Beherzigenswertes zu sagen haben.

Die Fabel des Buches ist sehr einfach. Der Autor bereist den Orient und lernt in Kairo einen amerikanischen Missionar mit Tochter kennen, der sich die „Bekehrung“ der Heiden und Zerstörung ihrer Tempel zum Ziel gesetzt hat. Seine Tochter steht geistig und seelisch unter dem Einfluß der kürzlich verstorbenen deutschen Mutter und sucht den eifernden Vater zu beruhigen. An einigen Chinesen (Vater und Sohn) versucht der Missionar vergebens seine Bekehrungskünste, später gerät er auf Java in Lebensgefahr dadurch, daß er einen Tempel, in dem er mit Tochter gastlich aufgenommen worden ist, niederbrennt. Aber die Malaien, die ebenso wie die Chinesen aus Kairo einem Friedensgeheimbund (Shen) angehören, verzeihen ihm und langsam genest er körperlich und seelisch. May wird begleitet von einem prächtigen Diener, dem „Abkömmling des Propheten“ Omar, der sich durch seine einfache Menschlichkeit aller Herzen gewinnt. Unterwegs trifft May mit seinem alten Freund, dem reichen Engländer Raffley zusammen, der gemeinsam mit seinem Oheim nach China unterwegs ist, um dem adelsstolzen Oheim seine junge chinesische Frau (Yin) vorzustellen, über deren Wahl die ganze Familie in England empört ist. Der „uncle“ aber wird durch den Liebreiz und die Güte der jungen Frau völlig bezaubert und damit die ganze Familie für die „extravagante“ Heirat gewonnen.

[42] Der Geheimbund, dem auch May selbst angehört, und dessen Mitglieder einander leicht daran erkennen, daß sie dem andern eine Betelnuß überreichen, hat als Leitgedanken die drei: Shen, Ti und Ho, zu deutsch: Menschlichkeit, Bruderliebe und Frieden und das Leitmotiv gleichsam für die ganze Erzählung, die mehr in dem eigentlichen Sinn eine Reiseerzählung ist, daß wir hier durch das Land der Seele geführt werden (denn die äußere Landschaft wird zwar nicht gerade vernachlässigt, aber doch mehr nebenbei beschrieben!), bildet das Maysche Gedicht:

Tragt euer Evangelium hinaus!
Doch ohne Kampf sei es der Welt beschieden;
Und seht ihr irgendwo ein Gotteshaus,
So stehe es für euch im Völkerfrieden!
Gebt, was ihr bringt, doch bringt nur Liebe mit;
Das andre alles sei daheim geblieben.
Weil Liebe einst für euch den Tod erlitt,
Will sie durch euch nun ewig weiter lieben.

Tragt euer Evangelium hinaus,
Indem ihr's lebt und lehrt an jedem Orte,
Und alle Welt sei euer Gotteshaus,
In welchem ihr erklingt als Engelsworte.
Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein;
Laßt ihren Puls durch alle Länder fließen!

Dann wird die Erde Christi Kirche sein
Und wieder eins von Gottes Paradiesen!

In dem Gegensatz zwischen dem Missionar Waller und seiner Tochter, die bezeichnenderweise den Namen Mary hat, spiegelt sich der stete Kampf zwischen dem selbstgerechten Glauben, der alles an sich reißen will und der alles überwindenden Liebe wider. Der Orient, so führt Mary (mit Mayschen **[43]** Wendungen) aus, ist für sie ein schlafender Königsprinz und seine Bestimmung ist es, von einer abendländischen Jungfrau aufgeweckt zu werden. Wenn dann durch beider der Osten mit dem Westen in selbstloser Liebe vereinigt ist, werden alle Völker der Erde glücklich sein. Beide, Vater und Tochter, klopfen in „Kahira, der Pforte des Orients“, an das Tor und die Frage ist: was bringen sie mit? May macht dabei die psychologisch sehr richtige Bemerkung, daß das Ziel desjenigen, was man erstrebt, sehr von demjenigen abhängt, was man mitbringt. „Und mitbringen muß und wird jeder etwas und wenn es nichts weiter als seine Persönlichkeit wäre.“

Die Lehre von der Liebe, von der Versöhnung der Religionen wie der Rassen durchzieht das ganze Buch. So führt May schon beim Betreten des Orients aus, daß dort auf dem Hügel, von dem man Kairo überschaut, das europäische Viertel wie die orientalische Stadt, gleichsam zwei Welten vor ihnen liegen, die aber in ihrem Zusammenhang doch nur eine einzige waren, und so fließen hier auch zwei Zeiten, die durch Jahrtausende getrennt scheinen, zu einer wunderbaren, ergreifenden Vereinigung zusammen. Die Gegenwart ist unsere Vergangenheit gewesen und wird auch unsere Zukunft sein. Wer das begreift, der hat nicht nötig, das Innere der Pyramiden zu durchforschen, und braucht auch nicht vor den Rätseln des Sphinx zu bangen, dessen Lösung er klar und deutlich in seinem Herzen trägt.

Die Menschheit gleicht der Zeit; beiden schreiten unaufhaltsam vorwärts, und wie keiner einzelnen Stunde ein besonderer Vorzug gegeben worden ist, **[44]** so kann auch kein Mensch, kein Stand, kein Volk sich rühmen, von Gott mit irgendeiner Auszeichnung begnadet worden zu sein, ohne damit die Pflicht übernommen zu haben, den übrigen Menschen in besonderer Weise zu dienen.

Es ist das Bedauerliche, daß wir Europäer seit Jahrzehnten, ja, seit Jahrhunderten, wenn wir den Orient bereist haben, fast nie die Frage an uns selber gerichtet haben: was bringen wir an unvergänglichen Gütern von Ewigkeitsgehalt mit, sondern: was holen wir heraus, was können wir an vergänglichen Gütern dort erjagen und erraffen! Nun – der Orient hat gegeben, solange und soviel er geben konnte. *W i r* haben uns an ihm bereichert fort und fort; er ist der Vater, der für und an uns arm geworden ist. Welche Summen geistiger Werte sind wir doch dem Orient schuldig! Denken wir doch nur einmal daran, daß wir sie ihm und zwar mit Zinsen, zurückzahlen!

Auf Ceylon hört der Verfasser durch Zufall dem Gespräch eines Arztes zu, der sich über die Rücksichtslosigkeit einer europäischen Reiterschar beklagt, die alles auf der Straße niederreitet. Es kommt eine Schar Engländer herangeritten, mit wehenden Schleiern an den Tropenhelmen und Hüten, „*gentlemen*“ und auch einige „*ladies*“ dabei. Sie reiten trotz des Gewühls auf der Straße beinahe Sturm und zwar straßenbreit. „Ich kannte die Art dieser von der Zivilisation bevorzugten Kaukasier,“ so fährt May bitter fort (S. 107), „die sich um nichts anderes als um sich selbst, am allerwenigsten aber um die gesunden Glieder tief unter ihnen **[45]** stehender Menschen anderer Rasse kümmern.“ Soll es etwa dahin kommen, so meint der Verfasser symbolisierend, daß schließlich der ganze Osten unter die Hufe des Westens kommt? Es sind da überall zwei dunkle Mächte bei der Arbeit, diese nichts weniger als christliche Aufgabe zu vollenden, nämlich die religiöse Ueberhebung und der nationale Hochmut. Natürlich hat jedes Volk das volle Recht sich auszuleben, aber auch die heilige Pflicht, andere Völker sich ausleben zu lassen. Aber Habsucht und Selbstsucht haben jedem Aufschwung der Völker wie der Einzelnen immer wieder im Weg gestanden! Wer kann die wirklichen Summen und die geistigen Reichtümer berechnen, die für die Menschheit ungehoben blieben, weil Kulturformen von der Erde verschwunden sind, die gerade wegen ihrer Eigenart für die Allgemeinheit gewiß unermeßlich viel geleistet hätten, wenn es ihnen nur erlaubt worden wäre, sich bis zur Vollendung ihrer Aufgabe zu entwickeln.

Aber, so ist man in Europa seit langem geneigt zu folgern, wir Europäer mit Nordamerika haben die neuzeitliche Kultur und Zivilisation geschaffen und daher auch das Recht, ja die Pflicht ihrer Verbreitung. Der Orient schläft, träumt, er bedarf unser, um all seine reichen Bodenschätze usw. erst richtig und zweckmäßig zu erschließen. Darauf ist zu sagen, daß es gewiß richtig ist, daß „Völker schlafen, aber während der Ruhe

sammeln sie Kraft, und wenn ihr Morgen kommt, dann wehe dem, der sie für tot gehalten und sich als lachender Erbe eingenistet hat“. Wenn man diese vor mehr als zwei [46] Jahrzehnten niedergeschriebenen Worte liest, so muten sie heute geradezu wie eine Wahrsagung an. Ist es nicht in der Tat so, daß nicht nur Japan, sondern auch China, Siam, die Türkei und andere orientalische Staaten aus dem Schlaf der Ueberlieferung inzwischen erwacht sind, und daß sie uns manche Nuß zu knacken aufgegeben haben! Wo ist die Fabel von der Ueberlegenheit der kaukasischen Art geblieben?

Im fernen Osten handelt es sich weniger um die Religion, wie bei dem Streit zwischen Christentum und Islam im nahen Osten, als um den friedlichen, wenn auch nur sehr langsam und schrittweise sich vollziehenden Ausgleich zweier verschiedener, in vielen Beziehungen andersartig entwickelter Menschenrassen, der weißen und der gelben. Mit China aber kann man nur fertig werden, wenn man in gewisser Weise sich ihm einfügt, so wie ja auch die Orientalen unsere Zivilisation trotz inneren Widerstrebens bis zu einem gewissen Grade werden annehmen müssen. Mays ganzes Buch handelt gewissermaßen von dieser Frage, der Angleichung des Ostens und des Westens, und die Lösung, zugleich die Losung, die er uns darbietet, heißt: Menschlichkeit, brüderliche Gesinnung, Frieden, oder wie es May im Schlußabschnitt in dichterischer Wendung wiedergibt:

Laßt uns vor allen Dingen Menschen sein,
Damit wir Christen werden können.

In diesem Zusammenhang ist eine Unterredung zwischen May und einem gebildeten Chinesen bemerkenswert, den er auf Ceylon vor der Belästigung durch alkoholisch beeinflusste europäische Tagediebe [47] bewahrt hat. Es sind doch, so führt May, der hier den „Westen“ zu verteidigen sich genötigt sieht (S. 146) aus, nicht alle Abendländer Rowdies, Runners und Loafers, die den Osten nur zu dem einzigen Zweck aufsuchen, um ihn für sich auszubeuten. Manch ein Europäer kommt doch in den Orient, um den Spuren des Urchristentums und der jüdischen Kultur nachzugehen. Wer aber das tut, der achtet vor allen Dingen jedes Menschenrecht und ist ehrlich und gewissenhaft selbst gegen seinen fernsten Bruder.

Und doch muß sich dann der Europäer von dem Chinesen sehr bittere Worte sagen lassen, deren Berechtigung freilich niemand bestreiten kann. Der Chineser führt aus, daß sein Land asiatische Völkerschaften aufgenommen habe, die noch heute im Lande wohnen, obwohl sie andern Glaubens und anderer Kultur sind. So sind auch die Kaukasier dort einstens willkommen geheißen worden. Und was haben sie getan? Sie, die wenigen Fremden, die sich daheim ihres Glaubens wegen selbst bitterlich hassen und bekämpfen, die ihre gepriesene Zivilisation bis in die Gegenwart mit dem Blut ihrer eigenen Brüder düngten, sie, deren Weltweisheit nicht weiter gekommen ist als nur zu der Behauptung, daß kein Gott die Welt regiere, deren Menschenfreundlichkeit nichts als verkappte Selbstsucht ist, sie, deren staatliche Einrichtungen so von Anarchismus, Syndikalismus und anderen Krankheiten zerfressen sind, von denen sich die Orientalen freigehalten haben, sie kommen zu dem Volke von 400 Millionen mit der mehr als 5000 Jahre alten Geschichte und Kultur und wollen [48] ihm ihre zwiespältigen politischen und religiösen Meinungen aufdrängen! Die Europäer sollten doch die Schläferin im Osten (wenn dieses Bild wirklich berechtigt sein sollte) um keinen Preis gewaltsam aufwecken wollen! Sind die Europäer wirklich Christen, so sollten sie sich an die Lehre ihres Meisters halten und dann so auch die Chinesen und die andern Völker des Ostens als gleichbegabt und gleichberechtigt anerkennen und brüderlich mit ihnen fühlen. So schlägt der Orientale den Europäer mit den eigenen Waffen, mit den Grundsätzen christlicher Gesinnung und Tat. Nur dann kann eben wahrhaft Frieden werden zwischen den Völkern und Nationen, wenn es gelingt, den furchtbarsten, starrsten aller Götzen, den des *Vorurteils*, von seinem Standort herabzustoßen.

Eines der wesentlichen Vorurteile aber, unter dem wir heute (1922) vielleicht weniger als vor zwei Jahrzehnten – leiden, ist die Ueberschätzung der europäischen Zivilisation, von der schon Pestalozzi vor mehr als 100 Jahren fast nur als von dem „modernen Zivilisationsverderben“ sprach. Dieses angebliche „Zivilisieren“, was ja wörtlich bedeutet: „Zum Bürger machen“, ist tatsächlich, trotz aller Religionen und trotz einer achttausendjährigen Weltgeschichte nichts anderes als eine *Schreckensherrschaft*. Für die europäische Zivilisation wird und muß einmal die Zeit kommen, in der sie um Hilfe aus einer Not schreit, die sie selbst verschuldet hat. Und es bleibt nichts übrig, als daß sich einst die Wohlmeinenden aller Nationen vereinigen, um die unausbleiblichen Folgen des „zivilisatorischen“ [49] Schreckens wieder gutzumachen. Denn gutgemacht muß alles Schlimme werden, voll gesühnt und bis auf die letzte Ziffer abgebußt, so will es

die göttliche Gerechtigkeit. Dieses scheinbar harte und doch so tröstliche Gesetz gilt für die Gesamtheit des Volkes ebenso wie für den einzelnen Menschen, und wen es nicht schon in der Gegenwart trifft, dem mag für seine Zukunft bange sein. –

In Mays Buch wird nun geschildert, wie sich zur Abwehr all der Schäden und zum Aufbau eines echten Menschheitstempels in aller Ruhe und Heimlichkeit, ohne lautes „pazifistisches“ Getue, im Orient eine Vereinigung gebildet hat, die den Frieden vorbereiten will zwischen den Einzelnen, so zwischen den Rassen und Völkern, wie schließlich zwischen den verschiedenen Religionen und Bekenntnissen. Menschlichkeit, Bruderliebe, Friede, das sind die Hochgedanken und im Sinn dieser drei Begriffe muß jeder handeln, der zu der Bruderschaft gehört. Wer dagegen verstößt, muß als ehrlos aus dem Bund scheiden. Die Mitglieder des Bundes fragen nicht, wer oder was der ist, der Hilfe braucht, und bringen sie dem Feind ebenso gern wie dem Freund, womöglich ohne daß er es bemerkt. Am wenigsten wird dabei gefragt nach der Verschiedenheit der Religion. Nicht wer genau so denkt, wie die Stifter des Bundes, ist willkommen, sondern ein jeder Mensch, der die Hilfe nötig hat, gilt als Bruder, als „Nächster“, dem die Mitglieder des Bundes die Hand zu reichen haben.

Aber dabei kommt es nun nicht auf schöne Worte, herrliche Reden an, sondern allein auf die stille, **[50]** aber ausdauernde Tat. Kämpft doch das Niedere dauernd gegen das Höhere. Und das lebendige Beispiel des Edlen kann so bewirken, daß die Tiefe nach und nach zu der Höhe emporgezogen wird. Dieses Steigen aus dem Tal bergan ist nicht so leicht und geht nicht so schnell, wie man es wünschen möchte. „Viele stürzen dabei wieder ab, ja es gibt sogar welche, die entweder nicht wissen oder nicht wissen wollen, daß menschliche Höhen vorhanden sind.“ Das ist eine sehr richtige Bemerkung, da ja in der Tat der große Durchschnitt der Menschen für diese Begriffe, die über das alltägliche, über die wirtschaftlichen Bedürfnisse weit hinausliegen, nicht zu haben ist.

Wie nun ein Mensch von dem andern zu lernen hat, so soll auch jedes Volk auf das andere, jede Nation und jede Rasse auf die andere schauen, um ihre Fehler zu vermeiden, ihre Tugenden und guten Eigenschaften aber sich anzueignen. Sobald ein Mensch sich überschätzt, sich für groß, ja unerreichbar hält, wird er nicht mehr steigen können, sondern zu sinken beginnen. Die Würdigkeit wird sich in Unwürdigkeit, der Wert in Unwert verwandeln. Das eine ließ ihn steigen, das andere läßt ihn fallen. So auch beim Volk, bei jeder Allgemeinheit. Darum liegt für den Einzelnen wie für das Volk eine große Gefahr im Selbstlob und im Herabsehen auf andere. Hüten wir uns vor allen Dingen, von Ueberlegenheit und von Minderwertigkeit zu reden, bevor die Weltgeschichte ihr letztes Wort gesprochen hat.

Es sei bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß bei May sich in allen seinen Schriften sehr feine Bemerkungen auch über solche Gegenstände **[51]** und Fragen finden, die scheinbar außerhalb des Rahmens der eigentlichen Darstellung liegen. So über künstlerische und pädagogische Fragen! Es seien hier in aller Kürze einige als Beleg angeführt: „Kann man einem Menschen Gutes erweisen und dann noch böß über ihn denken?“ (S. 156.) „Die Treue ist etwas Seelisches, und wer sie nach der Zahl der Briefbogen mißt, der traut sich selber nicht.“ (S. 193.) „Nur das Genie gibt neue Rätsel auf, während das Talent sich mit längst vorhandenen beschäftigt.“ (S. 313.) Sehr fein ist auch eine längere erzieherische Bemerkung zur Frage der Autorität (S. 315): „Sollen Kinder mitbestimmen dürfen, auf welche Weise sie zu erziehen sind? Habt sie lieb; hebt sie empor und macht sie zu Männern! Sind sie das geworden, so mögen sie mit raten und taten; eher aber nicht. Es ist stets gefährlich, den Unmündigen eine Macht zu verleihen, deren Ausübung klar denkende Köpfe verlangt.“

Ueber die Gefahren des Krieges ist sich May völlig klar; so führt er an einer Stelle aus (S. 404): „Die bewaffnete Hand stellt das Wohl der Völker auf das Spiel und bezahlt mit Menschenblut, was ihr der Friede umsonst und doppelt geben würde. Wenn die Nationen glauben, Wetten mit- oder gegeneinander eingehen zu müssen, so sollten sie es doch in anderer Weise und um andere Preise tun.“ Durch das ganze Buch zieht sich Mays Kampf gegen die törichte Unsitte des Wettens, und er selbst bringt es schließlich weltklug und gewandt fertig, sogar seinen aufs Wetten erpichten englischen Freunden dieses abzugewöhnen.

[52] Wo sind – so ruft er mit vollem Recht aus – heute all die Gewinne, um deretwillen Jahrtausende hindurch mit Blut gewettet wurde? Wer wird in wieder 1000 Jahren die Länder besitzen, um die die Gegenwart mit blutigen Waffen wettet? Sind solche Gewinne überhaupt solche Einsätze wert? Gibt es nicht bleibende Gewinne, die durch Einsätze zu erlangen sind, die weder Angst, noch Sorge, noch Schmerz bereiten?

Das, was die „Shen“, die neue Menschenverbrüderung, will, wird an einer Stelle sehr kurz und treffend in folgender Weise bezeichnet: Die Shen ist die Gesamtheit aller Menschen, die auf Erden endlich einmal Frieden haben wollen. Ist „Friede“ hier gleichbedeutend mit „Glück“? Nun, man pflegt so zu sagen: Jeder Mensch will glücklich werden – und das ist falsch. Aber – jeder Mensch soll glücklich machen, das ist richtig. Weil jedermann bisher das Glück für sich verlangte, konnte es kein Glück auf Erden geben. Glück ist nur möglich durch Gesinnung der Freiheit, des Friedens, der Gemeinschaft. Der ist glücklich, der, sei es in sich oder bei andern, Gemeinschaft aufbaut, jener unglücklich, der selber oder mit andern Gemeinschaft hemmt oder vernichtet. Daher gilt es, über all die äußeren Kennzeichen hinwegzusehen und nicht nach Hautfarbe und Katechismus, Erdteil und staatlicher Gruppe zu fragen, sondern allein nach dem Zustand des Innern, danach: wie steht es um dein Herz, deine Seele? Wenn so der „Heide“ auch nur einen einzigen Menschen liebt, einem einzigen „Feind“ verzeiht, so handelt er christlich. Umgekehrt: wenn der [53] Christ auch nur einen einzigen Menschen haßt oder sich an einem einzigen Feind rächt, so handelt er heidnisch. Sobald die Menschen Gutes tun, sind sie alle zusammen Christen, und sobald sie Böses tun, sind sie alle zusammen Heiden. Gott tut nichts als Gutes, der Teufel nichts als Böses; – dazwischen steht der Mensch, der bald Gutes und bald Böses tut. –

Legt man das Maysche Buch zur Seite und denkt über Inhalt und Grundzweck nach, so kann man es als eine Art tätiger Völkerethik in volkstümlicher Form bezeichnen. Hier werden so viele Zusammenklänge angeschlagen, die gerade jetzt in unserer Brust Widerhall finden, daß man sich kaum entschließen kann zu glauben, daß dieses Werk vor mehr als zwei Jahrzehnten entstanden ist. Die Lehre Mays von der alles überwindenden Liebe und Güte ist ein Stück Zukunftsmusik und doch eine Lehre, die gerade der schmerzzerzerrissenen Seele des Europäers, insonderheit des Deutschen von heute, so unendlich wohl tut. Und welche Ruhe und Bescheidenheit durchzieht und durchweht das Ganze! May schärft es uns mehrfach ein, daß dies noch nicht das eigentliche Werk, nicht der Höhepunkt seines Schaffens sei, sondern daß das „Hauptwerk“ erst komme! (So S. 506.) Wenn jemand daran zweifelt, ob May tatsächlich als ein echter „Volksschriftsteller“ anzusehen sei, dem empfehle man das Lesen dieser Schrift. Dabei sollen gewisse Schwächen, so eine Unausgeglichenheit im Aufbau und einzelne stilistische Unebenheiten, nicht verschwiegen werden. Aber, nimmt man alles in allem, welches redliches Bemühen um [54] Wahrheit und Treue, welche echt deutsche und zugleich brüderlich-menschliche Art! „Und Friede auf Erden“, wie der Titel jetzt lautet, wo das Buch als 30. Band der „Gesammelten Werke“ erscheint, ist wirklich ein echtes und rechtes Friedensbuch, das das Evangelium, die Freudenbotschaft predigt vom Frieden in der Außenwelt wie in der engen Menschenbrust.

So sei diese kurze, nur die Kernpunkte berührende Abhandlung geschlossen mit den prophetischen Worten des innerlich gewandelten und befreiten Missionars Waller:

O, würde doch der Mensch nicht durch die Zeit
Und durch des Raumes Hinterlist betört,
Er würde kühn sich an das Ew'ge wagen
und dann als Preis den Himmel in sich tragen!

Was macht zum Himmelreich denn schon die Erde?
Ein einz'ger Hirt und eine einz'ge Herde!

Der Habsucht sei das Gold beschieden,
Der Weihrauch dem, der Weihrauch liebt,
Uns Armen aber gib den Frieden,
Den uns kein Fürst, kein Weiser gibt!“

Zur Seelenerkenntnis Karl Mays

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Mein Versuch, den ich in der Schrift „Gerechtigkeit für Karl May!“ vorgelegt habe, die seelischen Grundlagen zu erkennen, aus denen Karl Mays Wesen und Wirken zu erklären sind, hat vielfache erfreuliche Zustimmung gefunden und ist als der Weg anerkannt worden, der zur Lösung des sog. Karl-May-Problems führt. Ich nenne nur zwei Zeugnisse, und zwar solche aus entgegengesetzten Lagern: Dr. H a n s L u d w i g R o s e g g e r schreibt im Heimgarten 1920: „Gurlitt versteht, und weil er versteht, ist ein Verzeihen überflüssig“, und H e r m a n n K ö s t e r schreibt in der Jugendschriften-Warte 1921, Nr. 2/3: „Was May betrifft, so versucht Gurlitt alles zu verstehen und alles zu verzeihen.“ Ich meine, das ist die Aufgabe des Psychologen und Literarhistorikers, denn: *tout comprendre c'est tout pardonner*. Damit lösen sich alle Rätsel und alle Widersprüche zwanglos auf natürliche Weise.

Ich möchte, auf dem betretenen Wege fortschreitend, noch folgendes zur Erwägung geben:

Karl May war blind bis zum 5. Lebensjahr und empfing in dieser Zeit seine gesamte geistige Kost von seiner Märchen und Biblisches erzählenden [56] Großmutter. Diese Grunderlebnisse sind entscheidend gewesen für seine gesamte geistige Entwicklung. Er hatte durch Erbe einen starken weiblichen Einschlag und eine überwuchernde Fähigkeit seiner Phantasie mit ins Leben bekommen. Dazu nun die Erblindung und die Märchen- und Glaubenswelt! Daraus erklärt sich alles Folgende seines Lebens, denn die ersten Lebensjahre sind für die geistige Entwicklung des Menschen die wichtigsten, weil empfänglichsten. Was da dem Geist eingegraben wird, das ruht unerschütterlich im tiefsten Grund, und darauf baut sich das ganze folgende Lebensgebäude auf. Wem nun in diesen ersten fünf Jahren das bedeutendste Sinnesorgan, das Auge, fehlt, dessen Innenleben muß andersartig werden als das des Normalen. Seine Begriffe von wahr und unwahr, von wirklich und geträumt, sogar von recht und unrecht müssen unter dem Einfluß dieser Hemmung anders geraten, anders d. h. krankhaft, nicht übereinstimmend mit denen, die wir Sehenden, Gesunden uns gebildet haben.

Wer in diesen Dingen aus den herkömmlichen Normalbegriffen zu klarer, seelenkundlicher Erkenntnis kommen will, dem sei der Aufsatz von Nietzsche „Ueber Wahrheit und Lüge im außerseelischen Sinn“ (1873) zum Studium empfohlen⁷. Es wird da nachgewiesen, daß das, was wir Wahrheit nennen, nur auf einem stillschweigenden Uebereinkommen derer beruht, die sich entschieden haben, die Dinge eben in ihrer Weise zu betrachten und zu werten. Auf die Frage: Was ist also Wahrheit? antwortet er selbst:

[57] Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphien, kurz eine Summe von menschlichen Reflexionen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken. Die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und ziemlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nur als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein Mensch, der in der Kindheit blind war, diese von Sehenden gewonnenen und anerkannten Wahrheiten innerlich nicht mit voller Kraft bejahen wird, eben weil ihm wichtige zugrunde liegende Anschauungen fehlen. Seine Welt ist nur aus innerlich geschauten Bildern erwachsen, und so stimmt das Herz nicht immer mit den Tatsachen überein, die dann seine sehend gewordenen Augen erblicken, und die ihn so sehr überraschen, erschüttern, weil eben an seiner vorherigen Welt irre machen⁸.

Ich erkläre mir zum Teil aus diesem Erlebnis den nie ganz überwundenen Zwiespalt in Mays Natur und vor allem sein Unvermögen, Erträumtes und Erlebtes stets klar zu scheiden. Seine Naturanlage, durch sein Schicksal verstärkt, hat ihn zum Dichter gemacht, hat ihm aber zugleich den sachlich berechtigten, aber unverschuldeten Vorwurf eingetragen, daß er ein „Lügner“ sei. Er hätte sich mit Homer trösten dürfen, der im Altertum auch oft der Lüge bezichtigt worden ist. Kommen dazu noch weitere schädliche Einflüsse, wie im Falle May: Unterernährung, alkoholischer Mißbrauch, wirtschaftliche [58] Not, hysterische Erkrankung und Verführung durch gewissenlose Personen und durch schlechte Lektüre, so ergibt sich daraus wie mit

⁷ Bd. I, S. 505 ff. der Kl. Ausgabe.

⁸ May, „Ich“, S. 299.

Naturnotwendigkeit eine geistige und moralische Entwicklung krankhafter Art. Bewunderungswürdig, daß es trotzdem dem festen Entschluß und der zähen Ausdauer Mays gelungen ist, sein Leben gleichsam wieder in die Hand zu bekommen und seinem auf hohe sittliche Ziele gerichteten Streben dienstbar zu machen. Daß die von Natur und Schicksal gegebenen Hemmungen trotzdem nicht ganz von ihm überwunden werden konnten, das macht die Tragik seines Lebens aus.

Es gibt viele höchst achtbare Menschen, die nie wissentlich die Unwahrheit sagen: sie eignen sich prächtig zu Bürobeamten, Kassenvorständen und andern bürgerlichen Berufen, aber phantasiereiche Märchen werden sie der Welt nicht schenken. Der nüchterne Tatsachenmensch versteht den Künstler nicht, der sich seine eigne geistige und sittliche Welt mit den Kräften seiner Phantasie erbaut und diese für die wahre nimmt. Was er innerlich erlebt, das ist ihm mehr Wahrheit, als was ihm seine Sinne vortäuschen. Und hat er damit unrecht? Er lebt in der Idee wie Plato, und gewinnt daraus rein instinktiv Erkenntnisse, wie sie uns jetzt etwa durch die Relativitätstheorie zu wissenschaftlichen Realitäten erhoben werden, da wir nämlich die Welt nur im Abglanz haben und letzten Endes jeder Mensch das Maß der Welt ist.

Mit Unrecht schilt man den Dichter „Lügner“, er dichtet eben und dichten heißt, die Welt künstlerisch sehen und darstellen. Wenn dieser Dichter von starkem [59] Phantasieleben mit der realen Welt in feindliche Berührung kommt, so wird ihm seine Natur die größten Schwierigkeiten bereiten. Vor Gericht wird er einen besonders harten Stand haben. Man verlangt da von ihm eine klare Unterscheidung zwischen der sog. Wahrheit und Unwahrheit, die ihm einfach versagt ist, verlangt also eine Tat, die er nicht leisten kann. Und Gleiches erlebt er während seiner dichterischen Tätigkeit selbst: auch da wird er die Ansprüche einer sachlichen Richtigkeit beiseite schieben, um dem Ansturm seiner Phantasiebilder freie Bahn zu schaffen.

Wie aber seine Werke zustande kommen, das geht im Grunde die Leute gar nichts an. „Ihr sollt an meinen Farben nicht schnüffeln!“ sagte Rembrandt. Folgt dem Künstler in seine Welt, oder geht ihm aus dem Weg und bleibt zwischen euern Akten und Kohlfeldern! Wer ihm aber folgt, der lasse sich willig führen und störe ihn nicht unausgesetzt durch zudringliche Fragen und alberne Zweifel! Der Dichter wird euch stets antworten, daß alles, was er schreibe, wahr sei. Für ihn ist es wahr, denn er hat es innerlich geschaut, erlebt und gestaltet.

Tritt man so mit psychologischen Kenntnissen und mit vertrauendem Wissen ein in die Welt des Dichters, so wird man sich nicht enttäuscht fühlen, wird verstehen und – verzeihen. Verzeihen? Nein, der Dichter ist uns kein Schuldiger: er ist ein Geber, er bringt uns seine Reichtümer, die wir ablehnen dürfen, auf die wir aber keine berechtigten Ansprüche haben. Der Dichter mag es uns verzeihen, wenn [60] wir ihn nicht verstehen: wir selbst haben ihm nichts zu verzeihen.

Die bekannte Karl-May-Hetze war eine seelische Massenerkrankung. So steht die Sache und deshalb ist jetzt der Umschlag in der Wertung Karl Mays als eine Wirkung vertiefter psychologischer Erkenntnis zu werten. In das Wesen und die Geheimnisse des Seelenlebens der Künstler dringt nur der ein, dem selbst ein künstlerischer Funke in der Seele glimmt und auf Entfaltung durch den Genius harret: mit der Nüchternheit des Kriminalbeamten, der dichterische Schöpfungen vors Gericht schleppt, um dahinter zu kommen, wird man nie zu einer befriedigenden Seelenanalyse des Dichters selbst und zum Genießen seiner Schöpfungen gelangen.

Auf May ist anwendbar, daß, wie die Kunst, so hier die gerechte Seelenanalyse, ihn unsern Augen und Herzen menschlich näher bringt:

Denn jedes Aeußerste führt sie, die alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück,
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größere Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu. [Schiller, Wallenstein]

Dichter sind Bahnbrecher auf dem Gebiet seelischer Erkenntnisse. So haben sie auch die Bedrängtheit und innere Zwangsmäßigkeit jedes menschlichen Lebens früher erkannt, als die sog. Normalmenschen, früher auch als die Wissenschaften. Daraus erklärt sich ihre Humanität. Ihr Blick liegt ohne Haß auf allem Lebendigen, rein betrachtend und erklärend: Sie sprechen nicht von Schuld, wo sie Naturzwang erkennen:

[61] So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn,
 So sprachen schon Sibyllen, so Propheten;
 Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
 Geprägte Form, die lebend sich entwickelt. [Goethe, Urworte, Dämon]

Wann wird der Widerstand der stumpfen Welt die tiefe Weisheit und Gerechtigkeit aufnehmen und üben lernen, die in diesen wenigen Worten Goethes beschlossen liegt?!

Die geschichtliche Wahrheit erfordert hier noch eine Anmerkung:

Im vorjährigen Jahrbuch konnte auf S. 266 festgestellt werden, daß mein Buch von der Presse mit einer einzigen Ausnahme zustimmend beurteilt worden sei. Diese Ausnahme bildete die Anzeige von Köster (Jugendschriften-Warte 1921, Nr. 2/3), auf die ich im Jahrbuch 1922 (S. 264 ff.) geantwortet habe. Ich konnte da zeigen, daß Köster meinen Text entstellt hat, um ihn verurteilen zu können. Das erinnert mich an einen ähnlichen Fall:

„Das Allertollste ist“, schreibt Lessing im „Vierten Brief, die neueste Literatur betreffend“, „daß er – (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubnis, einen Ausdruck von Hudibras borgen), daß er seinem Autor die Krätze gibt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn ungerecht und straft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat.“

Dieses „Allertollste“ also hat sich Köster mir gegenüber geleistet.

Inzwischen hat sich dazu nun auch Avenarius oder, genauer genommen, der von seinem Stiefsohn Wolfgang Schumann geleitete „Literarische [62] Jahresbericht des Dürer-Bundes 1920/21“, S. 108, mit folgenden Worten darüber geäußert:

Eine sonderbare Tendenzschrift im ungunsten Sinne des Wortes ist Ludw. Gurlitts „Gerechtigkeit für Karl May!“ (Karl-May-Verlag, Dresden-Radebeul); Gurlitt bekämpft, geschickt mit Zitaten und Zeugenstimmen arbeitend, die Gegner des alten bekannten Jugendschriftstellers; schwerlich wird er Menschen von Geschmack und Sachlichkeit finden, die ihm dabei zustimmen würden, wenn sie den Gegenstand seiner „umgekehrten Herostratosarbeit“ kennen; selbst des literarhistorischen Gehalts entbehrt diese recht plumpe Schrift sehr fühlbar.

Mit dieser Kritik bin ich durchaus zufrieden, denn ich habe niemals erwartet, daß Avenarius und sein Anhang mein Buch ihren Lesern etwa mit warmen Worten empfehlen würden. So viel Selbstverleugnung durfte ich nicht verlangen. Zu den „Menschen von Geschmack und Sachlichkeit“ zähle ich Hermann Hesse, der wiederholt warm für Karl May eingetreten ist.

Für den Ausdruck „umgekehrte Herostratosarbeit“ quittiere ich mit lächelndem Dank. Herostratos hat bekanntlich, um sich „berühmt“ zu machen, den prachtvollen Tempel der Diana von Ephesus niedergebrannt. Er war offenbar verrückt. Ich mache mich dadurch „berühmt“, daß ich verrückte Leute, die einen Tempel niederbrennen wollen, davon abhalte. Das ist meine „umgekehrte Herostratosarbeit“. (Meine Tätigkeit ist lieber der Erhaltung und dem Aufbau, als dem Niederreißen gewidmet.)

Uebrigens mehren sich die Stimmen „Urteilsfähiger“, die dem von Karl May gepflegten Abenteuerroman das Wort reden. So schreibt Wilhelm [63] Matthieß (Münchener Neueste Nachrichten, 9. Februar 1922, Nr. 59) zur Empfehlung einer Neuauflage des alten Gerstäcker (Verlag Costenoble), deren erster Band vorliegt:

Es dauert wohl noch Jahrzehnte, ehe sich der Abenteuerroman von der erblichen Belastung erholen wird, die er sich durch strengste Verfemung von seiten der Vertreter salonfähiger Literatur zugezogen hat. Aber unsere Schriftsteller haben ja zum größten Teil das homerische Erbe verschleudert: die Kunst, zu erzählen. Diese (neuen) bieten ein unerquickliches Gemisch von Abenteuer und Psychologie. So Georg Froeschel in seinem „Korallenthron“ (Frankfurter Societätsdruckerei) und O. v. Hansteins immerhin ziemlich spannende „Sonnenjungfrau“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).“

Ich kenne diese Arbeiten nicht, nehme also zu Matthießens Kritik hier keine Stellung. Nur seine Wertung der ganzen Kunstgattung verdiente, hier betont zu werden.

„Ardistan und Dschinnistan“: – eine Denkerbotschaft

Von Willy Schlüter⁹

Oswald Spengler schöpft aus seinem Einfühlen in die zauberische Welt des Orients auch im zweiten Band seines Werkes über den „Untergang des Abendlandes“ schließlich nur die Bestätigung für die eigenartige fatalistische Auffassung des Völkerlebens, die er so tief sinnig und anregsam zur Erörterung gebracht hat. Karl May kommt als Verkündiger einer neuen Freiheit des sittlichen Könnens von seinen Traumfahrten nach dem „Ardistan“ und „Dschinnistan“ des „Ostens“ zurück. Wer von den beiden schaut nun wahrer? Darf man überhaupt irgendwie Karl May neben den scharfen Denker und Sichter Spengler stellen? Darf man an Dichtergleichnissen eines gemütvollen und kindlichen Unterhalters die Forscherergebnisse eines Mannes messen, der so entschieden mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehen will?

[65] Ich will an dieser Stelle nicht zum letzten grundsätzlichen Austrag der Deutung des gesamten Lebens der Kultur mich wenden. Ich sehe hier nur die Geister einmal auf das hin an, was sie in ihrem Grundverhalten menschlich durchüben. Da schaue ich neben dem weltberühmten Hegel den schlichten Krause, der sich darauf legt, immer nur sprachlich und denkerisch das, was er schaut und meint, in Gliederungen zu entfalten. Man kommt mit solcher Gliederungsübung nicht so rasch und sicher zum Welterfolg wie mit einer Beweiskunst, die minder pfleglich und innig ins Erdenleben schaut, aber man gelangt auch dadurch zu gewissen nicht ganz unwertigen Erkenntnissen. So scheint es mir nicht ganz belanglos zu sein, wenn Krause gewahrt, wie die Ranghöhe eines Menschen sich danach bemißt, wie reich er an innerer Gliedrigkeit und an inneren Gegensätzen des Lebens ist. („Das Urbild der Menschheit.“ Ein Versuch von Karl Christian Krause. Aufs neue herausgegeben von Dr. Paul Hohlfeld und Dr. August Wünsche. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1903, S. 258.) Zum mindesten würden Biologen wie Driesch und Üxküll ihre helle Freude an solcher Vorschau ihrer Forschungsfrüchte haben. So ist es mir nicht unlieb, neben dem großen Zellulopathologen Virchow den minder anerkannten Verjüngungsdenker Schultz-Schultzenstein zu erblicken. Wie man die Antike mit ihrem Schicksalsglauben durch folgerichtige Durchübung der Innemachung der Sondergesetzlichkeiten des Lebens innerlich überwinden kann, das zeigt Schultzenstein sogar noch schlagender **[66]** und durchsichtiger als Spengler. Darf ich hier auch noch neben Spengler selbst den ganz anders gearteten Entfalter der Erkenntnistragweite mathematischer Grundeinstellung, den schulphilosophisch noch nirgendwo richtig gewürdigten Dr. Eugen Heinrich Schmitt nennen? Schmitt hat gleichfalls das Differentialprinzip des höheren mathematischen Denkens durchgeübt und hat damit immerhin einige Rätsel der alten Gnostiker durchhellt, die Spengler mit einer gewissen Hilflosigkeit nur einfach als magische Denker ins Bunte stellt. Und dabei hat Schmitt sich nur ganz kindlich in die Verhältnisse der geometrischen Dimensionen zueinander hineingedacht. Vielleicht hätte auch Schmitt von Krause und Schultzenstein sich über das Leben noch besser belehren lassen müssen. Seine Dimensionen sind Stufenbauten gleichartiger Unendlichkeiten und das Leben schreitet immer von Sonderwert zu Sonderwert und seine Umschlüsse überschweben immer Welten, in denen es darauf ankommt, wie das Einzelne mit dem Allgemeinen sich in Gliederungen verknüpft. Seine Einzigkeiten lassen sich niemals lehrhaft völlig vorweg erfassen. Immerhin läßt sich aus Schmitt, wenn man ihn lebensmäßig deutet, ableiten, wie sehr der Geist der Inbegriff alles Führungkönnens und Führungstuns des Lebens ist und keineswegs, wie bei Spengler, ein Ohnmachtschatten zu bleiben braucht neben dem „Zufall-Mensch“, dem „Zufall-Leben“, die in Weltverhängnissen versanden. Und gerade in dieser Erkenntnis steht unser Karl May Seite an Seite neben Eugen Heinrich Schmitt, und schauen wir schärfer zu, so beobachten wir, daß er **[67]** sich tapfer bemüht, so gliedrig zu denken wie der Philosoph Krause und so verjüngungsoffen wie der Biosoph Schultz-Schultzenstein.

Ich erlebte das gehaltvolle Doppelbuch Mays an einem hellen und frischen Sommermorgen. Ich fühlte, wie harmonisch trotz Häckel und Darwin die Akkorde der Natur zu einem feierlichen Gesamtausdruck zusammenklingen. Das nimmt man nicht mit den in Vielfachheit zerstreuten fünf Sinnen, wohl aber mit dem Grund- und Leitsinn des Lebens wahr, der darauf achtet, wie sich die Naturerscheinungen zu einem Wie der

⁹ Der Verfasser schuf u. a. das bedeutsame Werk: „Deutsches Tat-Denken. Anregungen zu einer neuen Forschung und Denkweise.“ (Oskar Laube, Dresden, Abt. Neudeutsches Lebensdenken 1919.)
Die Herausgeber.

Wechseleinpassung über Einzelwesen und Arten hinaus zusammenordnen. Wir erfühlen, erinnern, erfassen die Lebensbedeutsamkeit und den Wirklichkeitsgehalt der Wesen um uns mit einer Urteilstat, in der sich das ganze Leben in uns zur Stellungnahme zusammenschließt. Die Zusammengeordnetheit der Eindrücke stellt uns in ihrem nur geistig ergreifbaren Wie eine Frage, die wir unmittelbar mit dem einheitlichen Erlebnis des Gesamtzusammenhangs beantworten. Wir sehen, wie Blumen, Insekten, Vögel zusammen der Natur ein Etwas geben, das uns seelenvoll anspricht. Wie alle Einzelwesen zur Art zusammenklingen, so hallen und tönen alle Arten in Wald und Flur zu einem noch Höheren ineinander. Was ist dieses Höhere? Es ist nur für den Grund- und Leitsinn des Lebens, ist immer nur für das Ganzheitsurteil da, die „Wurzel“ des Geistes... Man kann es den Gottesausdruck des Naturlebens nennen oder die „Überseele“ oder „Dschinnistan“. Welchen Namen man aber auch dafür wähle, es atmet, es wallt, es ist Wirklichkeit.

[68] Gewiß, diese „Ideophanie“, dieses Erlebar- und Sichtbarwerden der „Idee“ in der Natur, ist erfahrungsgemäß durch die eherne Härte der Vermittlung von der Tiefe her zur Höhe hin ertätigt. Die Natur erspannt sich in schroffsten Gegensätzlichkeiten, durchspannt sich zur vollen Breite der Wesenfülle unendlich langsam, Stufe für Stufe, und die Lebensentfaltung bis zum Gipfel bewußter Menschlichkeit erfordert unzählige Lebensopfer. Doch zuletzt sondert sich alles mit seinen Eigenwerten in das Ganze der Natur hinein und alles Entwicklungsförderliche wird Lebensgliedwert. Auch die Kultur erwältigt sich ja zunächst herrisch, aristokratisch, durchwältigt sich demokratisch, um schließlich gliederschaftlich, „korporativ“, alle Könnensbesonderheiten sich einzubauen. Und ebenso wird die Erkenntnis erst vernunftmäßig erahnt, ersinnigt, dann mit dem Schematismus und den Kategorien des Verstandes durchklärt, um schließlich alle Klärungsergebnisse dem Organismus der Ideen zuzugliedern, den Kant geschaut hat. Die Ideophanie der Natur mit ihren gliednerischen Vermittlungen entspricht daher der Ideognosis des Geistes. Sie sind beide vom All- und Gesamtleben her aufeinander eingepaßt. Bejaht man das Leben mit seinem Dreischlag von Erspannung, Durchspannung und Zugliederung nicht, dann wird man auch nicht die daraus folgende Tatsache bejahen, daß alle Entfaltung erst durch Rohwuchs und Auslese zum Edelwuchs gelangt. Man wird dann nicht mit den bitteren Notwendigkeiten des Daseinskampfes fertig. Weil man „Dschinnistan“, das Reich der All-Einpassung nicht erlebt, kann man kein Verständnis für **[69]** „Ardistan“, die Welt des Kampfes und der Not, gewinnen. Erst die Vollbejahung des Lebens erweckt den Grund- und Leitsinn der Wirklichkeitsschau und Naturwürdigung zum Bewußtsein.

Voll bejahen kann man das Leben aber nur, wenn man seine Gestalten liebt. Auch hierzu bedarf es des Dreischlags gliedernder Tat. Tat ist es, die Natur wertig zu fassen, sie zu erleben. Vor diesem Tatvollzug ist die Natur nicht wertig für uns da. Tat ist es ferner, durch Erschauen der wechselseitigen Ineinanderpassungen der Wesen zur Art und zum All-Leben die Natur zu durchlieben und alle Schönheit der Wesen sich einführend einzulieben. Es gehört dazu eine Kraft der Güte und des Verstandes, die man nicht aufbringt, wenn man nicht sich selbst ganz in der Hand hat. Und wenn man dieses Lieben zu einer Dauergestalt des Lebens verfestigen will, dann muß noch etwas geschehen, was für die allermeisten noch ein Geheimnis ist. Eben in dieses Geheimnis aber weiht Karl May uns in seinem Werk „Ardistan und Dschinnistan“ auf ganz eigene Weise ein.

Man versteht den hier maßgebenden Gedankengang des phantasiereichen deutschen Volksschriftstellers am besten, wenn man einmal ganz groß, ganz ernst und ganz rein die uralte Kainsfrage in sich auf tönen läßt: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Vor uns steht der Urbauer mit düster gerunzelter Stirn. Warum erschlug er den Bruder und Hirten Abel? Abel trug ein leuchtendes Mehr in sich, einen Überschuß von Freiheit, Innerlichkeit, Liebe. Er **[70]** legte nicht soviel unwirsche Verdrießlichkeit, nicht soviel Verdrängung und Dumpfheit in sein Tun. Er pflegte die Tiere, pflegte die Blumen, pflegte mit strahlender Sinnigkeit auch den Gottesdienst. Diesen Überschuß von Leben gönnte der Bauer dem „Träumer“ Abel nicht. Wehe Beseitigungsvorstellungen, qualvoller Neid zermarterten ihn. Er befreite sich davon durch den Mord, der ihn allerdings nur in noch größeres Weh stürzte. Sein Trotz gegen Gott war Höllenqual, als er die tiefbedeutungsvolle Frage stellte, die auch heute noch durch die Welten hallt.

Weil wir die richtige Antwort auf diese Frage uns noch nicht gegeben haben, darum steht die Natur so ungliedrig, so unliebbar vor uns da, darum auch wird uns die Kultur in Weltkriegen und Revolutionen zu einem so schaurigen Spengler-Rätsel. Wir müssen Spenglerisch-fatalistisch über Dasein und Wachsein,

über Mensch und Leben denken, wenn wir nicht ehrlich uns mit der Kainsfrage auseinandersetzen. Die Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens liegt notwendig nur in Beziehungen des In- und Füreinander. Nur im gliedrigen Zusammenhange kann das All als ein Ganzes erlebt und gedacht werden. Und nur das als ein Ganzes eingeeinnigte All kann uns in uns und für uns selbst Frieden und Sicherheit verbürgen. Nur ein solches All läßt sich lieben. Schließen wir aber irgend einen Menschen wirklich aus der Ganzheitsinnigung und der Allgliedrigkeit aus, dann haben wir die grundlegende Verbürgung unseres eigenen Lebenssinnes zerbrochen. Wir mögen dann äußerlich groß und stark in [71] Weiterfolgen einherrauschen, mögen die gesamte Öffentlichkeit mit unserm Hassen und Trotzen beschäftigen, in uns starrt der Tod, von unserer Stirn blinkt das Kainszeichen. Zu wirklicher Lebensbejahung erheben wir uns nur dann, wenn wir das Bruderhüten in seiner ganzen Wahrheit so durchüben, wie Karl May es ins Herz seiner Leser legt. Wir müssen, um echte Erleber Dschinnistans zu werden, zum mindesten eine Seele heimlich in dauernde Obhut nehmen. Gerade das Absehen von jedem Lohn und jeder Anerkennung gestaltet das Helfen und Heben zur Magie, die uns immer neue Allheitsinnigung ins Bewußtsein senkt. Wir lieben die Seelen dann selbstlos vom All her und die Umsetzung solcher Liebe in stetig waches Hütertum weiht unser Tatleben von der grundlegendsten Seite her zum Alltun. Wir verwandeln dann die Gottesmöglichkeit schöpferischer Güte in Gotteswirklichkeit. Es ist groß, daß Karl May in solcher Liebe den Adel Dschinnistans erkennt. Man vergegenwärtige sich, wie schlimm der Erzähler von Neidern und Ausbeutern gehetzt wurde. Es ist ja nun einmal so im Leben, daß Menschen der Übergüte notwendig den Kainshaß auf sich lenken. Man betrachtet zu gern solche Naturen als Freibeute und rächt sich dadurch an der Lebensüberlegenheit, die der Dschinnistan-Adel verleiht. Heute muß das Hüterevangelium Karl Mays völlig wie Wahnsinn klingen. Aber man bedenke wohl: Wir haben keine andere Wahl als die zwischen dem Fatalismus der Unpfleglichkeit und der schöpferischen Freiheit der Weltdurchgütung. Wer seine Logik gebraucht, um sich und andern die [72] Untunlichkeit der Lebenspflege einzureden, kommt eines Tages notwendig bei der Zufällignehmung alles Menschlichen an, gleichviel ob sie unter dem Namen Spenglers oder Nietzsches sich vollzieht. Entrinnen kann man dem Verhängnisglauben nur durch das große Ganzheitsschauen gliedrigen Denkens, das immerfort in der Liebe tätig ist. Das hat Karl May gesehen. Und wenn er diese Einsicht auch durch noch so viele Unzulänglichkeiten vermittelt, so steht er doch mit ihr an der Seite Goethes. Goethe war ja, solange er lebte, ein heimlicher Förderer der Bedrängten und Bedrohten. Er lebte in Dschinnistan und weil er dort lebte, konnte Gott Natur ihm zur Braut werden.

Es zeigt sich somit, daß es doch nicht gänzlich sinnlos ist, Karl May Spengler gegenüberzustellen, so sehr Spengler auch als geistige Kraft dem Erzähler überlegen ist. Im Hinblick auf die letzten und höchsten Wahrheiten der Lebensinnigung gilt noch immer das Wort der Indier: „Darum wird einer, der die Wahrheit spricht, scheinbar geringer und ärmer.“ Er steht in der Welt, die aus dem Wahnsinn des Außer- und Gegeneinander sich erhämmert und zerquält, scheinbar als jemand da, der das Spiel noch nicht versteht. Doch es gibt Spiele und Spielkräfte verschiedener Art. Die Kunstregeln der Lebenserhöhung, die Karl May befolgt, tragen ein ganz besonderes Gepräge. Sie ergeben sich aus vier Inschriften, von denen der erste Band von Ardistan und Dschinnistan berichtet.

Als Wort der Schöpfung leuchtet im Süden der Spruch: „Keine Seele kam zur Erde nieder, die [73] nicht vorher Geist im Himmel war!“ Der Grundsinn und die Grundrichtung unseres Seelentums sind vom Allganzen her dem Leben eingepaßt und zugegliedert. Von obwaltender Allführung des Gesamtlebens wird uns das Bewußtsein eingestrahlt. Schauen wir gliedernd das All als gliedrig, dann ergreifen wir das Schöpfungslicht, das in die Finsternisse auch der ungliedrig Denkenden und Fühlenden leuchtet, die es nicht erfassen.

Nach Norden richtet sich unter der Überschrift „Erlösung“ der Spruch: „Es stieg kein Geist zum Himmel auf, der nicht vorher Seele auf der Erde war.“ Nur durch Eininnigung des Ganzen kommen wir wirklich mit unserem Bewußtsein ins Ganze, das mehr als die Summe seiner Teile ist und daher in und über ihnen webt.

Nach Osten zu steht unter der Überschrift: „Sünde“ das Wort: „Nur ein Einziger weigerte sich Seele zu werden.“ Das Einzelsein ist nötig. Wir müssen uns erst aussondern, um unsern Eigenwert zu erleben. Aber solche Vereinzelnung und Versonderung ist nur ein Ansatzdünknis, eine Hilfe des Lebens, um die Fortentfaltung rege zu halten. Wie der Erspannung die Durchspannung, der Ersinnigung die Durchklärung zu folgen hat, so muß der Versonderung der Ab- und Eingleich des Lebens folgen, wenn wir unsern Eigenwert dem Gesamtwert des Alls gliedrig zusondern wollen. Wird die Versonderung festgehalten, dann erstarrt das

Bewußtsein im Wahn des Außer- und Gegeneinanders. Wir verfallen der Sünde. Aus diesem Grunde heißt es auf der nach Westen gerichteten Seite von dem, der sich [74] weigerte, seinen Geist der Liebe mit ihrem Seelentum einzugliedern, unter der Überschrift „Strafe“: „Darum kam er nicht zum Himmel zurück. Das ist der Teufel!“

Der Geist, der zu vornehm ist, die Nächstwerte der Durchsittigung dem Leben als ein Heiligtum einzugliedern, der Geist daher, der auf den Gedanken der Vollkommenheit pocht und in seinem Namen die langsam aufstufende Kleinarbeit einfühligem Vervollkommnens verachtet, wird zum Opfer seines eigenen Hochmuts. Er verliert den Zusammenschluß mit dem Ganzen. Er wird gerade infolge seines Gedankenstolzes zum Teufel. Pessimismus, Fatalismus oder ein pantherwildes Erfolgstrotztum sind seine Strafe.

Lebensmäßig ist daher nicht viel gewonnen, wenn man über einen Geist verfügt, der dadurch drohend und weltbewegend wurde, daß er die Seele von sich stieß. In den Augen des Lebens sind Tüchtigkeit und äußere Stärke ohne Innigkeit kein Fruchtboden der Erfüllung. Wenn Karl May Geist und Seele gütig ineinanderpaßt, steht er dem einen, worauf es ankommt, der wirklich gliedrigen Bewußtseinsentfaltung, näher als das Weltdenken, das sich selbst zerreißt. Schließlich aber auch ist es auch denkerisch keine üble Bewußtseinsführung, wenn ein Freund der Jugend durch seine Erzählungen Erkenntniswege zu einem neuen Verständnis gliednerischen Tuns in der sittlichen Arbeit eröffnet. Höhere Lebensführungen werden ja oft erst denkrichtig erdichtet, damit die Tat sie packen kann. Dichter sind darum oft gerade die berufenen Pfadfinder neuer [75] Leitkunst. Auch der Friedensgedanke war erst eine Utopie des Traumes. Dichterisch glühende Propheten verkündeten der Welt das Kommen des Reiches, in dem die Waffen zu Pflugscharen werden. So wiesen sie den Völkerfrieden als bedeutungsvollstes Problem dem planmäßigen Denken zu, das auch in Ardistan und Dschinnistan sich daran betätigt. Denkerisch wertvoll ist es, daß Karl May hier den Zusammenhang der Menschenführung mit der Tierpflege immer wieder herausstellt, und daß er den Helden seines Buches auch dadurch adelt, daß dieser mit heiterem Langmut alle Schrullen und Sonderlichkeiten der ihm untergeordneten Menschen erträgt. Nur aus sinnig gepflegten Aufeinanderbeziehungen im Einzelnen und Nächsten keimt ja der Verständigungsfriede auf, den die Völker erharren.

Es würden sich noch viele feine Züge im Denken des Erzählers aufzählen lassen, wenn man ganz in die farbige Welt seines Buches tauchte. Meine Absicht war aber nur, den Linien des Werkes nachzugehen, die sich kosmisch und gliednerisch zu einer neuen Güte zusammenschließen, die so wunderbar dem sinnigen Auge des vielverkannten Erziehers und Unterhalters entspricht. Wir schätzen im Menschen schließlich ja nur, was und wie er tätig liebt. Haben wir einen Führer unseres Volkes in seiner wesentlichen Neigung und Tatgüte uns einverseelt, dann ist er unser. Ich glaube, daß Karl May in uns fortleben wird, weil er mit so ganz eigener Innigkeit Dschinnistan liebte.

[[76]]

Schopens Feststellungen
Von Seminaroberlehrer Fritz Prüfer

©

[(83)]

Kind und Buch
Von Rose v. Aichberger

©

[(99)]

Karl May: – ein Jungborn

Von Pfarrer W. Richter

©

Der Läuterungsgedanke bei Karl May

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen

Wie sehr der Krieg und die Revolution eine Wandlung in der Auffassung der Geister im Gefolge gehabt haben, kann man ermessen, wenn man von der Warte der Gegenwart aus einmal ehrlich zu der Frage einer Kritik der Karl-May-Hetze, wie sie etwa vor zehn Jahren auf ihrem Höhepunkt stand, Stellung nimmt. Es handelte sich tatsächlich nicht um eine schärfste Kritik seiner schriftstellerischen Arbeiten, nicht um berechnete oder unberechnete noch so heftige Angriffe auf sein Werk oder sein Leben, sondern um nichts anderes als eine Menschenhetze schlimmster Art, auf die Vernichtung von Karl Mays Menschentum gerichtet. Der Fanatismus einzelner hatte sich in die Presse ergossen und nach bekannten psychologischen Gesetzen eine Massensuggestion ausgewirkt, wie wir sie im Kampf mit Deutschlands Feinden zur Genüge wiederholt kennen gelernt haben. Diese Massensuggestion bemächtigte sich der Presse, vor allem der bürgerlichen Presse, während die sozialistische sich zurückhielt; sie bemächtigte sich der Gebildeten, deren nur wenige ihrem Einfluß sich entziehen konnten, sie bemächtigte sich schließlich auch der Kreise der Ungebildeten. Alle, fast alle hatten **[110]** in der Frage Karl May ihr vernünftiges Urteil verloren. Man galt für unverständlich oder wurde belächelt, wenn man der allgemeinen Verurteilung nicht zustimmte. Es gab kaum jemand, der imstande war, Mays Bücher vorurteilsfrei zu lesen.

Und heute, nach zehn Jahren fragen wir: wie war alles das möglich? Wir fassen uns an die Stirn und begreifen nicht mehr, daß im gebildeten Deutschland eine solche Grausamkeit aufkommen und sich ausbreiten konnte, deren sadistische Grundlage viel weniger zweifelhaft bleibt als man sie dem Erzähler von Faustschlägen, Fußstritten, Knebelungen usw. unterzuschieben versuchte. Die öffentliche Meinung, die von Zeit zu Zeit ihr Opfer haben will, glaubte in Karl May den Sündenbock gefunden zu haben, auf dem sie wieder einmal – es war vor dem Krieg! – ihren Uebermut, ihre Anmaßung, ihren Dünkel, ihren Haß, ihre Verachtung in die Wüste zu treiben wünschte. Der Angriff ging zunächst von einzelnen Wenigen aus, aber die Presse, die bürgerliche Presse durfte sich niemals in solcher Weise, wie es geschehen ist, zu ihrem Sprachrohr machen. Die Frage Karl May bildet kein Ruhmesblatt der deutschen Presse. Das kann man heute ganz offen aussprechen, niemand wird es bestreiten, alle sind sich darüber einig. Und deshalb soll es auch gesagt sein. Niemals ist gegen einen deutschen Schriftsteller, niemals gegen einen Schriftsteller der Weltliteratur überhaupt so grausam verfahren worden, wie gegen Karl May. Das Beispiel dieses Verfahrens ist einzigartig in der Kulturgeschichte, und die Deutschen haben es geleistet!

[111] War das dieselbe Presse, die den Menschen Karl May zu Tod hetzte, die sonst lange vorher und zu derselben Zeit sich mit Recht dafür einsetzte, daß einem Menschen seine Jugendsünden nicht Zeit seines Lebens vorgehalten werden dürften, sondern nach einer Reihe von Jahren gelöscht, getilgt werden müßten? Hat dieselbe Presse es nicht mit Recht für unter ihrer Würde gehalten, bei Besprechung des recht mittelmäßigen Lustspiels „Zweimal zwei ist fünf“ des Dänen Gustav Wied eine Bemerkung über sein Vorleben zu machen? Hat sie bei kritischen Besprechungen von Oskar Wildes Werken, deren wir doch auch manche sehr mittelmäßige kennen, sich nicht gleichermaßen verhalten? Waren diese beiden ausländischen Schriftsteller nicht unangetastet hoftheaterfähig? Und doch die Hetze auf den deutschen Schriftsteller und Menschen Karl May? Und doch? Einmal, im jüngeren Fall Georg Kaiser, schien es, als wollte die Presse ähnlich verfahren. Der Psychologe horchte auf und war auf das Ergebnis begierig. Der Bericht über die Münchner Gerichtsverhandlung wurde durch die ganze Presse gezogen und Herrn Kaiser mit kräftigen Glossen die Wahrheit gründlich gesagt. Dabei hatte dieselbe Presse einige Jahre vorher sich nicht Genüge tun können [können], diesen Schriftsteller, der gar kein Dramatiker ist, als den Sendboten einer neuen Bühnenliteratur zu feiern. Es schien, als hätte die Presse diese Beurteilung bereut, sich ihrer geschämt. Es scheint überhaupt, daß die Männer von der Presse über einen Gestrauchelten der Feder ein besonderes Scherbengericht lieben.

Was aber bei der moralischen Würdigung der **[112]** Bücher Karl Mays durch die deutsche Presse am meisten auffiel, war die mir völlig unbegreifliche Nichtberücksichtigung des L ä u t e r u n g s g e d a n k e n s

bei Karl May, der sich so sehr durch fast alle seine Werke schlingt, daß er bei deren sittlichen Wägung ohne weiteres in die Wagschale fallen mußte, und dem deshalb einige kurze Betrachtungen gewidmet sein sollen.

Schon wenn man die zu Mays Erstlingswerken zählenden Novellen, die um 1876 in verschiedenen Zeitschriften erschienen und dann 1903 zu einem Buche „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ zusammengefaßt wurden (neu herausgegeben unter den Titeln „Aus dunklem Tann“ und „Der Waldschwarze“ 1921), ohne Voreingenommenheit betrachtet, fällt einem die strenge sittliche Gerechtigkeit auf, mit der menschliche Schuld schließlich entdeckt und bestraft, die Unschuld aber gerechtfertigt wird. Es kann keine Rede davon sein, daß die kriminellen Vorgänge, die in allen diesen Erzählungen vorkommen, um ihrer selbst willen geschildert würden. Wenn sie sich gleichwohl etwas aufzudrängen scheinen, so möchte ich diese Dorfgeschichten in ihrer einfachen und anmutigen Darstellung mit dem Volksmärchen zum Vergleich stellen, das mit ähnlichen Mitteln immer wieder den Kampf zwischen dem Guten und Bösen, der auch Mays Hauptthema fast in allen seinen Büchern bildet, und den endgültigen Sieg des Guten über das Böse mit unerbittlicher Gerechtigkeit schildert. Auch darin ähneln sie dem Volksmärchen, daß sie in ihrer Einfachheit und Anmut eine reizende und rührende Naivität und Poesie der Darstellung **[113]** bringen, die an einzelnen Stellen an die besten Dorfgeschichten der deutschen Literatur heranreicht. Die Naturschilderungen und die Darstellung der einfachen Menschen muten so ursprünglich an, daß man hier einen bisher wohl übersehenen Schlüssel zu Mays Darstellungsweise überhaupt, auch in seinen späteren Reisewerken finden kann: die Naivität in seiner Darstellungsweise, die eben auch das Unmögliche möglich werden läßt. Wer dem Schriftsteller Karl May gerecht werden will, darf an diesen Dorfgeschichten, die er doch gleichwohl in einer Zeit wirtschaftlicher Bedrängnis schrieb, nicht vorübergehen. In einzelnen kräftigeren Charakterzeichnungen der Naturmenschen erinnern sie an den späteren Gerhart Hauptmann, der ja ebenfalls einfache Menschen auf der ländlichen Scholle schildert. Wäre May als Schriftsteller diesen Weg weiter gewandelt, hätte er die kriminellen Begebenheiten etwas mehr in den Hintergrund gerückt und die stärkere Entwicklung der Charaktere gepflegt, so wäre er zweifellos ein Rosegger geworden. In der anmutigen Erzählung „Die Rose von Ernstthal“ wird sogar ein recht beachtlicher Anlauf zur historischen Novelle unternommen. Alles in allem betone ich nochmals grundlegend die einfache, strenge und durchaus ungesuchte sittliche Gerechtigkeit in diesen Erzählungen.

Der reine Läuterungsgedanke findet sich in Karl Mays Reiseerzählungen so durchgehend offenbart, daß man, ohne die ganze Reihe seiner Bücher zu besprechen, nach Belieben einzelne zum Beweis herausgreifen darf. Zunächst ist Karl Mays ganzes **[114]** Schrifttum überhaupt eine Hülle für seine eigene innere Läuterung; dessen wird man deutlich gewahr, wenn man es nicht in Einzelheiten zerpfückt, sondern in seiner Gesamtheit würdigt. Von diesem Standpunkt aus werden sofort die stärksten Mißverständnisse, die ihm nachteilig geworden sind, aufgeklärt. Wird es nicht verständlich, daß er, der in der europäischen Kultur – „im kalten selbstsüchtigen Abendland“ – als junger Mensch Schiffbruch litt, sein geistiges Leben zu den Naturvölkern Amerikas und des Orients flüchtet? Daß er hier ein besonderes, eigenartiges Dasein lebt: ist diese Hülle der inneren Läuterung nicht so deutlich und psychologisch folgerichtig, daß sie nie hätte verkannt werden dürfen? Und dann Einzelheiten. Er läßt sich in diesen Reiseerzählungen so oft nachrühmen und rühmt sich ebenso oft selbst nach, daß er immer, auch dem Gegner gegenüber, die reine Wahrheit spricht und die Lüge meidet. „Kara Ben Nemsis spricht nie die Unwahrheit.“ Die Lüge wird als der Untergrund aller menschlichen Untreue und Verwerflichkeit gekennzeichnet. Und gerade weil dies in so naiver Häufigkeit und Betonung geschieht: wer hörte nicht des Schriftstellers eignen Läuterungsschrei nach Wahrheit, nach unbedingter Wahrhaftigkeit heraus? Hier lebt er seine starke Sehnsucht nach Wahrheit aus, die er in den engen und unglücklichen Verhältnissen seiner Jugend unterdrückt, ja erstickt sah. Deshalb nun diese Freude an der Wahrheit, dieser Triumph der Wahrheit! Man lese mit dem von uns in den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ gefundenen Schlüssel der Naivität seines Schrifttums **[115]** die wunderlichen Reiseberichte, und alles scheinbar Dunkle wird klar. Jetzt versteht man, weshalb dieser Mann, der in seiner traurigen Jugend so gar nichts gelten durfte, auf dem Boden der Begebenheiten seiner Erzählungen starke, wertvolle, edle Handlungen vollführt und als ein Führer gefeiert wird. Dabei betrachte man wieder die

Naivität in der übertriebenen Darstellung, die so auffällig ist, daß sie auch dem Schriftsteller selbst nicht entgehen konnte und deshalb unbedingt nur vom Standpunkt des naiven Schrifttums aus richtig verstanden und gewürdigt wird. An diesen Heldentaten, auf dem Boden der Begebenheiten seiner Erzählungen geleistet, reckte sich der innere Mensch Karl May, sich immer läuternd, empor. Deshalb, man muß es begreifen, wurde er in seinen Schilderungen zu einem Münchhausen. Um sich zu läutern, ließ er im gefälligen Gewand so gern das Unmögliche möglich werden. Als Aufschneidereien werden solche schriftstellerischen Uebertreibungen nicht richtig charakterisiert, obwohl im gefälligen Sinn ein Anflug davon haften bleiben mag. May kann als vernünftiger Mensch unmöglich überzeugt gewesen sein, daß man ihm in Wirklichkeit alle diese nahezu herkulischen Heldentaten zutraute. Er rechnete mit der eignen Phantasie seiner Leser, ohne daß er ihnen die sittliche Symbolik, die vorläufig sein eignes Geheimnis bleiben sollte, verriet. Und bei alledem konnte sich seine glänzende Phantasie schriftstellerisch ausleben. Schon vor Karl May gab es Reiseberichte, in denen das Unmögliche als möglich dargestellt wurde, ohne daß der geneigte Leser von der Wirklichkeit unbedingt **[116]** überzeugt sein sollte. Wenn Shakespeare beispielsweise seinen Othello, der durch die Schilderung seiner Abenteuer Desdemonas Liebe gewinnen wollte, von Menschen berichten läßt, deren Kopf unter den Schultern angewachsen sein sollte, so wollte wohl der Dichter seinen Hörer schwerlich an solche Wirklichkeit zu glauben zwingen. Und es ist nur ein bekanntes schriftstellerisches Kunstmittel zur Erhöhung der Wirkung, wenn May gelegentlich seinen Berichten einfließen läßt, er schreibe eigentlich nicht, sondern schildere nur wirkliche Begebenheiten. Und die Faustschläge, die Fußtritte, die Knebelungen, die man May so übel genommen hat? Sieht man nicht, daß sie ebenfalls nur Kunstmittel des Schriftstellers waren, der sich in den Kämpfen und Abenteuern, die er schilderte, gegenüber dem Feinde doch wehren mußte, aber das Empfinden seiner Leser nicht dadurch stören durfte, daß er Blut vergoß und tötete? Weshalb hat noch kein Psychologe diese Aufklärung gegeben? Karl May sagt es ja selbst immer wieder recht deutlich: ich wollte nicht töten!

Der allgemeine Läuterungsgedanke wird dann in Einzelercheinungen umgesetzt. Da erklärt im „Teufelsbauer“ („Aus dunklem Tann“) Heinemann: „Aber ich bin noch viel schlimmer gewesen als Du denkst. Daß mir der Hof verbrannt ist, das ist noch gelinde Strafe, die größte sitzt hier innen; da nagt der Wurm, der nie stirbt; und da frißt das Feuer, das nimmer verlischt. Friedemann, gib'ts keine Hilfe gegen diesen Brand? Du hast mir die Frau mit aus der Flamme gerettet; du könntest auch hier der Helfer sein, wenn du nur wolltest! ... Verzeih mir all die **[117]** Missetat, die mir die Seele zermalmt wie ein Gebirge, das auf ihr liegt. Ich weiß, es ist schier unmöglich, was ich verlange, aber du bist bei all meiner Schlechtigkeit mir nimmer feindselig gewesen und du hast vielleicht auch jetzt Erbarmen!“ Und die Verzeihung Friedemanns erfolgt.

Da läßt sich Kara Ben Nemsî (Karl May) von dem ihm feindselig gesinnten Sklavenhändler Murad Nassyr („Im Lande des Mahdi“), der in seine Hände gefallen ist, geloben, mit dem Sklavenhandel zu brechen und sich von dessen Haupt Ibn Asl loszusagen. „Nichts leichter als das! Ich habe eingesehen, daß dieser Mann mein böser Dämon gewesen ist, daß er mein böser Geist bleiben will. Warum verlangt er meine Schwester? Warum nimmt er sie nicht, da ich sie ihm bringe? Warum lockt er mich mit ihr weiter und immer weiter in die Wildnis hinein?“ Kara Ben Nemsî erwirkt dem Sklavenhändler, der ihm nach dem Leben getrachtet hat, beim Emir Freiheit und Leben; Murad Nassyr schwört vom Sklavenhandel abzulassen, und hält seinen Eid.

Eine andere Läuterung läuft nebenher. Kara Ben Nemsî legt dem Wirt von Choy, der sich durch den Trunk um Glück und Vermögen gebracht hat, eindringlich ans Herz, vom Branntwein zu lassen. „Ich werde es tun, ich werde nicht mehr trinken, hier hast du meine Hand darauf. Ich werde deinem Gebot und dem Gebot Mohammeds Folge leisten, und Allah wird mir die Kraft geben, wieder ein guter Mensch zu werden und mein Weib und meine Kinder glücklich zu machen.“ Und am Schluß des Buches berichtet der **[118]** selber geläuterte Ssali Ben Aqil, daß der Wirt von Choy sein Versprechen gehalten und den Branntwein gemieden hat. „Der Geist des Raki hat niemals wieder Einzug in seine Seele gehalten. Da sind der Schmutz und die Armut von ihm gewichen; er hat die Liebe seines Weibes und seiner Kinder wieder gewonnen und ist abermals der geachtete Mann geworden, der er früher war.“

Noch wunderbarer ist die Läuterung dieses Ssali Ben Aqil selbst. Sein Vater Aqil, der Räuber und Mörder,

der bisher gefühl- und gewissenlose Mensch, und er selbst werden von Kara Ben Nemsî und Halef Omar aus den Krallen der Bären befreit. Ben Ssali erklärt: „Du hast gesiegt, wie so oft über deine Feinde; aber diesen Sieg hast du nicht für dich errungen, sondern für einen, der weit höher steht als du. Gott ist die Liebe; du hast es gesagt und ich glaubte es nicht; nun aber wäre ich blind, wenn ich nicht sähe, daß du die Wahrheit besitzest, während ich im Irrtum wandelte. Du hast uns, deine Feinde, aus den Krallen des Todes befreit; wir sind dein Eigentum und legen unser Schicksal in deine Hände.“ Und Ssali, ein Lehrer und Prediger des Islam, hilft selbst mit, aus hartem dauerhaften Holz ein riesiges Kreuz zu zimmern und hoch auf der Vordermauer der Musallah, der finsternen Halle des Aberglaubens, aufzurichten. Dann knien die befreiten Kurden nieder und Kara Ben Nemsî betet das Vaterunser. Ssali verteidigt die Lehre Christi selbst auf die Gefahr hin, der Sklaverei und dem Tod überantwortet zu werden. Ben Nemsî geht später mit ihm von Alexandrien nach Jerusalem, um ihm die Heiligtümer des **[119]** Christentums zu zeigen. Ssali hält sein Wort und wird, unter langwierigen Kämpfen gegen seine Verwandten und gegen seinen ganzen Stamm, ein Prediger der Liebe.

Je überraschender, ja je unwahrscheinlicher uns auf den ersten Blick solche Erfolge anmuten wollen, desto deutlicher steht der naive Schriftsteller Karl May vor uns, der in der Verherrlichung des Läuterungsgedankens schwelgt und *d e s h a l b* das schier Unmögliche möglich werden läßt. Und er selber läutert sich, indem er sich in seinem Schrifttum übt, seinen eignen Feinden, deren er manche hatte, zu verzeihen. Also auch insoweit Symbolik.

Und abermals der Läuterungsgedanke im großen Stil in den Büchern „Ardistan und Dschinnistan“. Die Inschrift auf dem Grabstein der Witwe des Dschinnistani, den ihr Sohn auf der Insel der Heiden ihr setzen ließ: „Das Erdenleben ist ein Läuterungsfeuer, aus dem dich nur der Glaube befreien und zum wahren Menschen erheben kann!“ Dann die Geisterschmiede zu Märdistan, im Walde von Kulub, „in der ein jeder, der nach Sitara will, vom Schmerz und seinem riesigen, erbarmungslosen Gesellen geglüht, gehämmert, gefeilt und gestählt werden muß, um aus einem Gewaltmenschen in einen Edelmenschen verwandelt zu werden.“ Das weitere Bekenntnis: „Es gibt Menschen, die nicht leben, sondern gelebt werden, weil sie erst lernen müssen, was leben heißt. Einst hatte auch ich zu ihnen gehört. Ich war gelebt worden und hatte dies mit schwerem bitteren, viele Jahre langem Weh bezahlen müssen. Dann hatte ich mich von denen, die mich lebten, freigemacht. Eine **[120]** böse, mühe- und enttäuschungsvolle Lehr- und Gesellenzeit war gefolgt. Und heute nun sah ich mich endlich, endlich vor die Notwendigkeit des Beweises gestellt, nicht mehr Knecht, sondern Herr meiner selbst zu sein.“ Wir erleben die Wandlung des vor innerer Sehnsucht verschmachtenden, von Gott zur Nächstenliebe geschaffenen, vom Schicksal aber zur Gewalttätigkeit verurteilten Herrschers von Ardistan. Die schier unfäßliche und doch so entzückend naive und rührende Weihnachtsfeier in der Hauptstadt des Mir von Ardistan mit Tannenbäumen, Kerzen und goldenem Sternenschmuck! Uns begegnen Abd el Fadl, der Fürst von Halihm, und seine Tochter Merhameh als menschengewordene Güte und Barmherzigkeit mit ihrem Einfluß. Der kriegerische Mir von Ardistan, der den Friedensfürsten von Dschinnistan von je mit unaufhörlichem Krieg überziehen wollte, gelobt vor dem gerechtesten und berühmtesten aller Maha-Lama in den unterirdischen Räumen der „Toten Stadt“ in Zukunft immerdar für den Frieden seiner Länder und Völker zu wirken. „Daß der Gewaltmensch sich zum Edelmenschen emporzubilden habe, ist eines meiner Ideale. Dazu gehört vor allen Dingen, daß das Niedrige in uns, das Tierische, überwunden wird.“ Es tobt die Schlacht am Dschebel Allah, da von unsichtbaren Mächten die Kanonen in die Schluchten und Abgründe gestürzt werden und aus dem Berg ein neugeborener Strom in die verödete Steppe hinabrauscht, und sie segnet. Das Paradies hat sie geöffnet und läßt seiner Erzengel Frage: „Ist Friede auf Erden?“ über die ganze Erde und über die ganze Menschheit erklingen. Alles **[121]** Wandlungen! Wandlungen und Läuterungen! In uns und mit uns, in unserem Schriftsteller! Wer sieht sie nicht? Warum hat man sie nicht gesehen? Und endlich die letzte große Wandlung der ganzen Menschheit. „Friede auf Erden“ wird sein, wenn die Völker ihre Eigenarten untereinander verstehen und achten. Wer von seiner Anschauung und von seiner Kulturform behauptet, daß sie die allein seligmachende und er also ein Auserwählter Gottes sei, der ist ein Selbstling im höchsten Maß

und Religion und Politik sind für ihn nur die Mittel, seine Selbstzwecke zu erreichen.“

Das sind nur ausgewählte Beispiele. Man kann in allen Schriften Mays solche Wandlungen und Läuterungen in Fülle unschwer erkennen. Er ist ein Bannerträger und Verherrlicher des Läuterungsgedankens, der den Kern und das Ideal seines Schrifttums bildet, um den alle seine Phantasien, Begebenheiten und Lehren zirkeln, ähnlich etwa wie Richard Wagner in seinen Dramen den Erlösungsgedanken abwandelt. Und Karl Mays starke Wandlung ins Religiöse, das man ihm auch übel genommen hat? Wollte man wirklich nicht begreifen, daß gerade dieser Mann allen Anlaß hatte, seinen Schöpfer zu preisen, der ihn so sichtbar aufwärts geführt hatte? O ihr Psychologen!

Wenn ich selber in meinen wissenschaftlichen Arbeiten Karl May erwähnte, geschah es immer, ihn der Mitwelt als psychologisches Schulbeispiel verständlich zu machen, das neben Friedrich Schiller am auffälligsten ist. Er ist das Beispiel einer starken Kraft, die sich, nach verschiedenen Seiten schlagend, **[122]** durch ihre besonderen Eigenarten entwickelt und läutert. Was ihm am gefährlichsten werden konnte, seine reiche Phantasie, sein Unternehmungsgeist, wurde auch zum Träger seiner Vorzüge und Erfolge.

Verdiente ein Mann, der den Gedanken der inneren Läuterung in allen möglichen Abarten so auffällig, so inbrünstig feierte, daß man so gänzlich diese Symbolik seines Schrifttums übersah und sein Menschentum zu vernichten unternahm? Nein, niemals! Deshalb war das Scherbengericht, das vor zehn Jahren über Karl May gehalten wurde, verständnislos, ungerecht, unsittlich. *Quod erat demonstrandum!*

[[123]]

Karl May in Kairo
Von Hans Rühlmann¹⁰

©

¹⁰ Der Einsender dieses Beitrags war 1895 bis 1902 als Gehilfe bei der Buchhandlung Boehme & Anderer in Kairo beschäftigt. Seit dieser Zeit führt er die ihm gehörige Buchhandlung Hans Rühlmann in Heidelberg. Die Herausgeber.

In Konstantinopel

(1900)

Reiseerinnerung von Klara May

Aehnliche Stunden wie in Baals Reich¹¹ verlebten wir in Konstantinopel. Auch von dort habe ich einige fragmentarische Aufzeichnungen von Karl May, die ich hier folgen lasse:

Fünf Uhr früh war unser Dampfer im Hellespont und legte gerade das Ruder um. Er war so nahe am nördlichen Ufer, daß es schien, als wolle er ein Loch hineinstoßen. Dann ging er auf die Dardanellen los. Bald waren wir dort. Die asiatische Seite liegt tief, die europäische hoch. Das Wasser war trotz der frühen Morgenstunde belebt. Ich war tief bewegt. Nun kam das Marmara-Meer. Es zeigte sich in seiner größten Schönheit. Spiegelglatt, wie feinsten Sammet, mit graublauem Silberglanz, von sanft erhabenen Querlinien durchzogen. Ich sah viele Trupps von Delphinen, doch hob sich keiner recht aus dem Wasser heraus.

Wie viel schöner ist Stambul als Kairo! Hier pulsiert etwas nicht in Worte zu Fassendes immerwährend. Hier ist ewige Hochzeit zwischen Ozean und Festland. Hier fließt stets eine Kraft von Erdteil zu Erdteil, gleichzeitig hin und her. In Aegypten schlägt der Puls nur ein einziges Mal.

Hier gibt es auch Ruinen, auch Gräber in Menge, aber sie liegen nicht in toter Einsamkeit, sondern mitten im Leben. Sie gleichen toten Blutkörpern, die von den gesunden, lebenden entweder aufgezehrt oder ausgeschieden und vernichtet **[132]** werden. Dieses Anpassen und Ausscheiden hat auch auf geistigem Gebiet stattzufinden.

Konstantinopel war so recht der Boden für Karl May. Er traf viele Freunde, und wir hatten hier weniger von ihm als auf der übrigen Reise, auch ging er oft allein aus; aber manch schöne, stille Stunde kam dennoch, wo die Fata Morgana seiner Gedanken uns Bilder vorzauberte, die der Erde entrückt waren. Eigenartig sind auch einige seiner Gedanken, die er als flüchtige Anhaltspunkte niederschrieb. Ungefeilt, in kurzem Telegrammstil lasse ich sie hier folgen; sie werden manchen, dem es jemals vergönnt war in Konstantinopel zu weilen, fesseln, und die andern, denen das Leben nicht diese Gunst gestattete, anregen.

Janitscharen-Museum etwas Barnum. Diese Truppe verkörperte die rücksichtslose Gewalttätigkeit, und so war es auch ein Akt derselben alten Erbsünde, der sie vernichtete. Blut um Blut. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Fast wie die Mameluken, nur noch augenfälliger. Es hat bisher noch jede Prätorianerwirtschaft ein solches Ende genommen. Das Museum liegt im Hippodrom, von dessen „Herrlichkeit“ nur noch drei Säulen stehen, nämlich der Obelisk, den Theodosius der Große aus Heliopolis hierher versetzte (den andern sahen wir noch in Heliopolis stehen), sodann die brennende Schlangensäule aus dem Apollotempel von Delphi und der gemauerte Obelisk Konstantins.

Von da zum Mörder und Richter der Janitscharen, zur Turbe Mohameds des Reformers. Hier ist der Kuran Harun al Raschids und der Shawl, in den mit unendlicher Feinheit von Handgewebe der Koran eingewebt ist.

Hier muß ich erläuternd einfügen, daß es dort Sitte ist, die Gräber mit kostbaren Handwebereien zu schmücken; sie vertreten die Stelle der Blumen, die man bei uns als leicht vergänglichen Grabschmuck **[133]** spendet. Diese Webereien haben oft einen hohen Wert, sie werden über einen aus Holz gezimmerten Katafalk gebreitet, der in einer mehr oder weniger kostbaren Turbe steht; eine Turbe ist eine Grabkapelle, die nur Herrscher oder deren Angehörige besitzen.

Hagia Sophia.

Was scheint mir schöner, die Peterskirche, der Lateran, oder sie? Ich kann's nicht entscheiden, setze sie aber diesen beiden keinesfalls nach. Mir ist der Kuppelbau so sympathisch, weil er das Bild des Himmels gibt, während die Säulenwölbung nur das unbefriedigte Streben nach ihm zeigt. Damit gebe ich meine laienhafte Vorliebe für die Gotik auf. Hat doch sogar Goethe in seinen spätern Jahren seine Meinung geändert und den „hellen, gütigen Kuppelbau“ vorgezogen. Die Gotik ist ein schweres, überernstes, nach außen abgeschlossenes, lichtarmes Ringen nach der Höhe. Ihre zahlreichen, gewaltigen Säulen sind zu viel irdische Materie. Es fehlt der Geist, die freie, lichte Kunst. Die formale Kraft, welche sich die Höhe bildet und sie hält und trägt; diese bedarf keiner solchen Stützen, die dadurch, daß sie den Platz rauben, das Streben nach oben in Teile zerlegen, den Schwung unmöglich machen und die Einheit der Andacht

¹¹ Siehe Jahrbuch 1922, S. 89.

hemmen. Der Sammlung des Einzelnen mag das dienlich sein, aber weder der Mensch noch gar der Betende ist ein Einzelwesen, er ist ein Teil des Ganzen, mit dem zusammen er emporstreben, denken, sorgen und auch – beten soll. Für die Einzelandacht ist das „Kämmerlein“, der Tempel aber hat der vereinten Erbauung der Gemeinde zu dienen, nur dazu sind die Kirchen da.

Die zugemauerte Pforte in der Sophia ist mir wichtig, durch sie soll der letzte Priester verschwunden sein. Die Pforte, durch welche die wahre Religion verschwand und durch die sie nicht wieder erscheinen soll und wird.

Diese Pforte der Sophia ist symbolisch; die Machtliebe Muhammeds II. ist es, vor dem sie flieht, der Brudersinn wird sie wieder öffnen.

[134] Anschließend an diese Gedanken, die aus der reichen Fülle des Erlebten nur einen kleinen Teil darstellen, und die ich hier im Auszug wiedergab – angeregt durch die Gegenwart – schließe ich mit den Gedanken Karl Mays, die ihn immer bewegten und die damals in Konstantinopel von ihm niedergeschrieben wurden:

Die einzige Gott wohlgefällige und wahrhaft siegreiche Verteidigungswaffe der Völker und des Einzelnen ist die Friedfertigkeit. Sie kennt keinen Scheinfrieden, der in Waffen starrt und nach Rache schreit.

[[135]]

Ceylon

Von Universitäts-Prof. Dr. Konrad Guenther

©

Du bist Ceylon, mein Land,
Das ferne leuchtet –

[Eduard Mörike: Gesang Weylas / Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet ...]

[[154]]

Ueber die Abstammung der Ureinwohner Amerikas

Von Adalbert Stütz

©

[[216]]

Henrystutzen und Silberbüchse

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

©

Die Feuerwaffen des Romans Winnetou

Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck

Karl May war ein ausgesprochener Waffenliebhaber, nicht etwa aus wissenschaftlichen oder Sammlergründen in gewöhnlichem Sinn, sondern mit dem Gemüt. Schöne Waffen, besonders solche in einer ihm nicht geläufigen Form, zogen ihn an und drängten ihn zur Erwerbung. Das sieht man deutlich aus seinem Nachlaß. Unter diesen Waffen finden sich dann aber wieder manche, die sich der besonderen Gunst ihres Besitzers erfreuten. Auch hier liegt wieder eine Regung des Gemüts zugrunde. Die Beziehungen zwischen dem Dichter und diesen seinen Lieblingen war eine doppelte: sie hatten ihn nicht nur dazu veranlaßt, sie zu erwerben, sondern sie regten auch seine Phantasie so lebhaft an, daß sie unverkennbar in seinen Dichtungen erscheinen, ja förmlich die Herren gewisser Handlungen werden. Man könnte manchmal fast denken, daß sich um sie herum das ganze abenteuerliche Vorkommnis bildete, wie die Kristalle um den in die Lösung gehängten Faden.

Bei 3 Waffen vermag man das fast mit Bestimmtheit zu sagen. Das sind jene Feuerwaffen, die im „Winnetou“ eine geradezu beherrschende Rolle [229] spielen: der „Bärentöter“, der „Henrystutzen“ und die „Silberbüchse“.

Es ist erklärlich, daß eine große Anzahl von Verehrern der Dichtungen Mays und besonders des Romans „Winnetou“ gern wissen möchten, ob diese Waffen nur Phantasiegebilde sind, ob sie vielleicht einmal bestanden haben, ja ob sie sich gar im Nachlaß Mays befinden. Diesen Verehrern kann man zuerst sagen: gewiß, es bestanden solche Waffen, die mit jenen des Romans verglichen werden können, und sie finden sich sogar im Nachlaß des Dichters.

Wir wollen versuchen, diese Gewehre den wißbegierigen Verehrern durch genaue Beschreibung näher zu bringen.

Der Held des Romans, Old Shatterhand, erhält die eine Büchse, den „Bärentöter“, von einem alten amerikanischen Büchsenmacher zum Geschenk, als Anerkennung seiner hervorragenden Schießbegabung und körperlichen Stärke. Das Wort Bärentöter sagt, daß man ein großes Raubtier, das größte und mächtigste Nordamerikas, durch einen Schuß aus der Büchse sicher zu töten imstande war. Das muß schon eine wuchtige Kanone sein, und sie ist es auch. Noch besser wäre allerdings der Name „Elefantentöter“ gewesen, denn mit einer schweren Elefantenbüchse haben wir es hier zu tun. Es ist eine Elefanten-Doppelbüchse englischer Herkunft, wie sie in großen Mengen in England für die Jagd auf jene gefährlichen Dickhäuter gebaut wurden. Die sehr dicken, gezogenen Läufe sind durch eine breite Brücke verbunden und zeigen Kanonenmundstücke, d. h. das Metall ist an den Mündungen stempel- [230] oder wulstartig verbreitert. Jeder Lauf hat sein besonderes Korn, ein Visier findet sich aber nicht auf der Büchse, es wird einfach durch die Delle zwischen den Läufen gezielt, für die geringen Entfernungen, für die diese Büchse bestimmt war, ein durchaus genügendes Abkommen. Die Schösser sind vorliegend, d. h. die Schloßteile liegen innerhalb des Schaftes vor der Hahnachse. Der Schaft ist eigentlich im Verhältnis zu den starken Läufen zierlich zu nennen. Der Kolben hat, was bei englischen Waffen selten zu finden ist, Backe, und der Vorderschaft geht fast bis zur Mündung, wo er auch wie die Läufe kolbig angeschwollen ist. Er hat eine tiefe Rille mit den bekannten Röhrchen aus Eisen für einen dicken hölzernen Ladestock. Auffallend ist die Teilung des Vorderschafts, wodurch man zu verhindern trachtet, daß der lange hölzerne Vorderschaft, der sich bei Witterungswechsel verschieden zieht, eine unberechenbare Spannung auf die Läufe ausübt und so dem Gewehr eine ungewisse Treffpunktlage erteilt. Das Gewehr ist zuletzt nicht in englischen Händen gewesen, da ihm die Einrichtung eines Tragriemens angefügt wurde. Es ist eine typische Elefantenbüchse, und um die sehr schwere Ladung dem Schützen nicht allzusehr fühlbar zu machen, hat es ein gewaltiges Gewicht. Deshalb trägt es auf der Elefantenjagd ja stets ein eingeborner Diener. Old Shatterhand besitzt keinen solchen Diener, seine märchenhafte Körperkraft macht auch einen solchen unnötig, aber er kann die gewaltige Kanone nicht immer in der Hand tragen, daher finden wir an ihr den Gewehrriemen.

[231] Mit dem Bärentöter geht Old Shatterhand in den wilden Westen, aber bald ersetzt er diese Büchse durch ein Wunderwerk, durch den „Henrystutzen“, die Erfindung desselben Büchsenmachers, der ihm den Bärentöter übergab.

Was ist nun zunächst unter Stutzen zu verstehen? Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in Süddeutschland und Tirol (in der Schweiz: „Stutzer“) eine Jagdbüchse gegenüber dem langen Militärgewehr, also das, was in Norddeutschland meist Karabiner genannt wird.

Auch für diese im Roman „Winnetou“ vorkommende Waffe findet sich ein Belegstück im Nachlaß Karl Mays. Zwar ist es kein Stutzen und kein echter Henry mehr, aber mit einem echten Henry hätte man auch keine Abenteuer bestehen können wie Old Shatterhand. Der Name Henry ist also mehr ein Sammelname, und zu der Zeit, als das im Besitz Karl Mays befindliche Gewehr angefertigt wurde, noch nicht durch den jetzt über die ganze Welt verbreiteten Namen Winchester abgelöst. Aus diesem Grund müssen wir uns ein wenig mit der Geschichte dieses merkwürdigen Gewehrs beschäftigen.

Ende der vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts bemühte sich ein damals 28-jähriger amerikanischer Büchsenmacher Namens Henry – mehr bekannt unter dem Namen Benjamin Tyler Henry (Tyler ist der Geburtsname seiner Mutter) – eine Mehrladewaffe zu erfinden. Die Sache wollte aus verschiedenen Gründen, wohl auch geldlichen, nicht recht klappen, und so verkaufte Henry am Anfang der fünfziger Jahre seine Gedanken an die später [232] durch ihre Revolver so berühmt gewordenen Waffenhersteller Smith & Wesson. Diese gaben wohl der Sache etwas mehr Form und nahmen dann im Jahr 1854 ein Patent auf eine Pistole dieser Art. Bald aber verkauften sie das Recht wieder an eine Gesellschaft, die Volcanic Repeating Arms Co. in New Haven Conn., die nun auch ein Gewehr der Art herausbrachte. In dieser Gesellschaft war Tyler Henry wiederum tätig, denn die Waffen heißen jetzt allgemein Henry und tragen auch die Bezeichnung Henrys Patent.

Damals gab es noch keine Patronen in unserem Sinne, bei denen in einer Metallhülse Zündung, Treibmittel und Geschoß enthalten ist. Es war die Zeit der Perkussion, wo wenigstens bei Zivilwaffen jeder einzelne Ladungsteil gesondert in die Waffe eingeführt wurde. (Das damals in Preußen schon als Heereswaffe eingeführte Zündnadelgewehr hatte diese Schwierigkeit ja überwunden, ward aber geheimgehalten.)

Neben der Verbesserung der Waffe an sich beschäftigte die Erfinder besonders auch die Einheitsladung, die Patrone. Henry brachte für seine Waffen so etwas Ähnliches zustande. Er höhle ein Bleigeschoß aus, füllte Pulver in die Höhlung und verschloß sie mit einem metallischen Plättchen, das die Zündung enthielt, gewissermaßen einem Zündplättchen.

Diese seine Patronen lagen hintereinander in einer langen Blechröhre, die unter dem Lauf der Waffe befestigt war und wurde von einer durch sie zusammengedrückten Wurmfeder nach hinten gedrängt. [233] Hier wurde jede nacheinander durch einen auf- und absteigenden, oben offenen Kasten aufgenommen, der, wenn er aufstieg, die Patrone vor die hintere Lauföffnung hob. Ein hin- und hergehender Bolzen oder Stempel schob sie dann in das Patronenlager des Laufs. Wenn dieser Stempel zurückgeht d. h. Platz für den Aufstieg des Kastens gibt, stößt er hinten an den Hahn des Mittelschlusses, den er zurückdrückt und auf diese Weise spannt. Schlägt der Hahn beim Abschießen vor, so schlägt er den Stempel etwas vorwärts, und damit eine kleine hakenförmige Nase an der Vorderfläche des Bolzens in die Zündpille, die dadurch entzündet wird. Die Bewegungen der Teile werden durch einen unter dem Schloß liegenden großen Hebel bewerkstelligt, der gleichzeitig den Abzugsbügel darstellt und von dem Schützen herunter- und heraufbewegt wird, er ist durch eine sinnreiche Hebelübertragung sowohl mit dem Kasten, dem sog. Zubringer, wie auch mit dem Bolzen verbunden.

Man kann sich leicht vorstellen, daß mit einem solchen Gewehr die Schüsse sehr schnell hintereinander abgegeben werden konnten, ja daß zum Laden des einzelnen Schusses nicht einmal abgesetzt zu werden brauchte. Sehr umständlich war aber die Füllung des Magazins. Die Zubringerfeder mußte von der Hand nach vorn zusammengeschoben und dann die Patronen von vorn eingefüllt werden. Einmal gefüllt, gings ja schnell, und von den kleinen Dingern, den gefüllten Geschossen, faßte das Magazin eine große Menge, aber während des Füllens war der Schütze wehrlos. Dieser sehr fühlbare [234] Mangel hinderte die Henry-Büchse, ein Heeresgewehr zu werden, denn alle Gewehrerfindungen gehen doch schließlich darauf aus, daß der größte Besteller und fleißigste Verbraucher, das Heer, ihre Erfindung annimmt.

Die Volcanic Repeating Arms Co. und Henry konnten die Waffe nicht verbessern. Erst ein Angestellter einer neuen Fabrik, in welche die Volcanic aufging, der New Haven Arms Co., hatte den befreienden Gedanken. Er brachte rechts am Schloßgehäuse eine gefederte Klappe an, durch die das Magazin bequem geladen wird. Da nun auch mittlerweile die Einheitspatrone mit Randzündung (im Gegensatz zur jetzt

allgemein gebräuchlichen Zentralzündung) erfunden war, so ward jetzt mit einem Schlage die Erfindung Henrys zu einem auch fürs Heer brauchbaren Gewehr. Es war ein gewisser Nelson King, der diese Verbesserung ersann, und ein derart verbesserter „Henry“ ist auch der im Nachlaß Karl Mays befindliche. Er trägt auch die Inschrift (B. Tyler) Henrys Patent, und (Nelson) Kings Patent.

In der New Haven Arms Co. spielte ein gewisser Winchester eine große Rolle. Er ward Direktor und bald lautete die Firma Winchester Repeating Arms Co. Unter dem Namen Winchester wurde nun das Henry-King-Gewehr weltberühmt. Mit ihm schlugen die Türken die tagelangen Sturmangriffe der Russen bei Plewa ab, ein Erfolg, der es verursachte, daß alle Militärmächte an die Annahme von Mehrladegewehren herangingen. Der Name Winchester verschlang die Namen der Erfinder Henry und King. Gewehre wie das in Mays Nachlaß werden noch [235] heute von Winchester hergestellt, nur daß das Schloßgehäuse nicht mehr von Bronze, sondern von Stahl ist. Erst im Jahre 1898 ist Henry, 77 Jahre alt, gestorben.

Eine besondere Beachtung verdient nun auch die dritte Büchse des „Winnetou“-Romans, die „Silberbüchse“ Intschu-tschunas und Winnetous.

In dem Roman erzählt der Dichter von einer Doppelbüchse, die jene beiden Indianer führen und die weithin auffiel dadurch, daß ihr Schaft mit leuchtendem Silber beschlagen war.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Naturvölker gern alle ihre Geräte und besonders ihre Waffen künstlerisch verzieren. Auch wenn ihnen die Waffen des Europäers überbracht werden, gehen sie auch an ihnen ihrem Trieb nach und verzieren z. B. die Gewehre sehr häufig durch Einschlagen von Nägeln in den Schaft. Besonders war das im südlichen Teil von Nordamerika der Fall, und in diesem von Spanien kolonisierten Land näherte sich der Indianer dem amerikanisch-spanischen Geschmack. Während im nördlichen Teil höchstens Messingnägeln verwendet wurden, trat hier, wenigstens bei vornehmen Krieger, das in Mexiko ja recht häufige Silber an die Stelle des Messings. Da ist es nun nicht verwunderlich, daß ein hervorragender Häuptling der Apatschen eine Büchse führt, die mit Silbernägeln beschlagen ist. Gewöhnlich wird von den Nägeln, mit denen Indianer ihre Büchsen beschlagen haben, behauptet, daß ihre Summe der Zahl der erbeuteten Skalpe entspräche. Das mag manchmal zutreffen. In erster Linie ist das Beschlagen mit Metallnägeln wohl dem [236] allen Naturvölkern tief innewohnenden Schmuckbedürfnis zuzuschreiben. Bei der Silberbüchse ist das sicherlich der Fall.

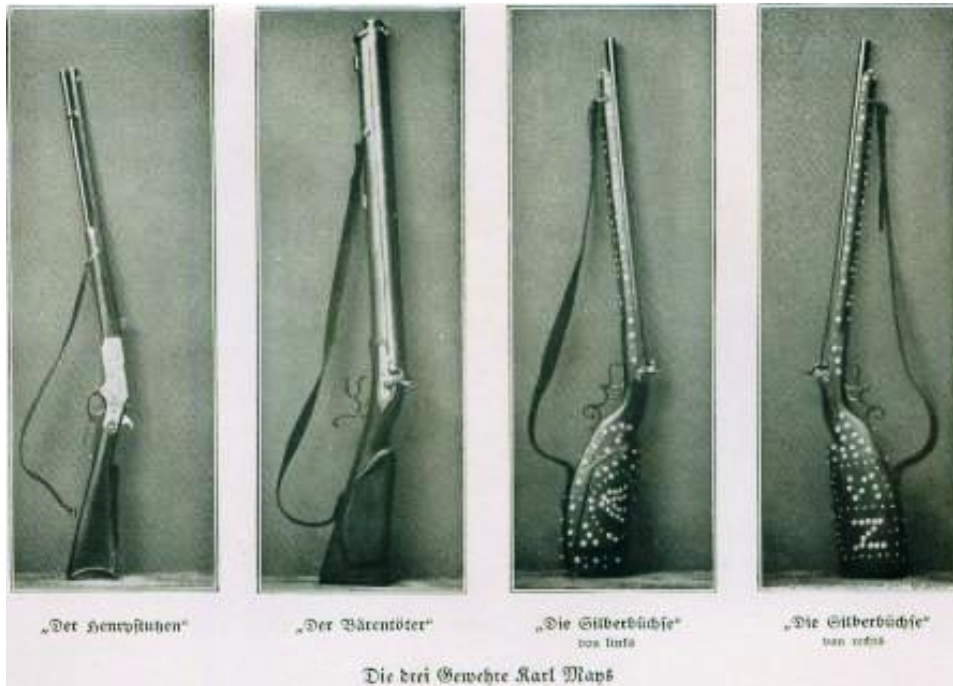
Im Nachlaß Karl Mays befindet sich eine Doppelbüchse mit sehr ungewöhnlichem, ungefügtem Kolben, die, da ihr Schaft über und über mit allerlei Silbernägeln beschlagen ist, unschwer als die „Silberbüchse“ erkannt wird.

Schloß, Läufe und Eisenbeschlag sind natürlich europäischer Herkunft, wie alle Feuerwaffen Amerikas aus jener Zeit. Vielleicht war es auch ein Mexikaner, der den Schaft schnitzte und ihn in indianischem Geschmack mit Silbernägeln beschlug. Der Kolben ist ungefügig groß, fast könnte man glauben, er wurde so groß gehalten, um viel Platz für die Ziernägeln zu haben. Drei Arten von Nägeln wurden eingeschlagen: kleine runde, die gewissermaßen die Umrahmung einiger Felder hergeben, große rosettenartige und große Sternnägeln. Besonders die Sternnägeln sind reizvoll. Auf der rechten Seite des Kolbens bilden sie die lateinischen Buchstaben *NS*, auf der linken Seite ein doppeltes *V*. Was lehren uns nun diese Buchstaben? Der, der diese Büchse verzierte, war des Schreibens kundig, spanischer Mundart und ein Christ! *NS* bedeutet unverkennbar *Nuestra Señora* – unsere Herrin – Maria. Die Erklärung dieses Schriftzeichens rührt von Herrn Dr. B. Struck am anthropologischen Museum in Dresden her. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein christlicher Mexikaner oder ein Halbblut diese Waffe für Indianer herstellte im Geschmack dieses Naturkinds und doch mit dem unverkennbaren Zeichen des frommen [237] Katholiken, das vielleicht noch für jede Naturkinder als wirksamer Schutzzauber galt. Das Doppel-*V*, das wir ursprünglich für ein *W* oder *M* hielten, hat sich inzwischen als Zeichen für die Ergänzung *Virgo Virginum* herausgestellt.

Im übrigen ist das Gewehr eine gewöhnliche Perkussions-Doppelbüchse mit rückliegenden Schlössern. Die Schloßbleche zeigen geringe Gravierung, das Kolbenblech ist jedoch schöner graviert. Es trägt neben Rankenwerk die Figur eines sitzenden Hundes und stammt wahrscheinlich von einem älteren, feineren Gewehr her.

Ohne Zweifel ist das Stück das seltsamste der May'schen Waffen, seltsam durch seine unverkennbare fremdländische Herkunft, und seltsam, weil es im Dichter die Gestalt eines seiner Helden hat bilden helfen. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß gerade diese Waffe die Habgier halb Unzurechnungsfähiger hervorgerufen hat. Noch zu Lebzeiten Mays führte sich in seiner Abwesenheit ein Fremder unter

hochtönendem Namen ein, um die Sammlungen zu besichtigen. Nach seinem Besuch fehlten die Läufe der Silberbüchse, die der Dieb abgeschraubt und gestohlen hatte. Nach Jahren entschloß sich die Witwe, die Waffe wieder instand setzen zu lassen, und nun geschieht etwas noch Unglaublicheres. Die Arbeit wird derartig unsachgemäß ausgeführt, daß man wohl sagen kann: die merkwürdigste Waffe Mays ist eigentlich nur noch eine Ruine.



[[238]]

Die Handlungszeit der May-Erzählungen

Von Franz Kandolf

©

Im Banne Mays

Ein Stimmungsbild aus meinem Verkehr mit dem Vielgelesenen¹²

Von Verlags-Direktor Wirkl. Rat Otto Hartmann

Ja, der sinnierende, schöngeistige, naturschwärmerische Karl May war in seinem Element, als ich stundenlang mit ihm in Regensburg beisammensaß. Immer eifriger erzählte er weiter und ich war sehr erstaunt über all die vielen Reisen, die der absichtlich Verkannte in den entferntesten Weltteilen unternommen hatte. Ich wunderte mich außerdem über die tiefen, eingehenden Kenntnisse Mays, der sich in den schwierigsten Lagen leicht zurecht zu finden wußte. Immer ein bestimmtes Ziel im Auge behaltend, konnte er in warmblütiger und Begeisterung erweckender Weise von Taten und Schicksalen plaudern wie kaum ein anderer. Dabei fehlte es nicht an scharfem Witz und Spott, an blitzenden, vernichtenden Hieben in erfrischender Bündigkeit, oft wuchtiger **[260]** Kürze, alles aber in reicher Abwechslung, köstlicher Mischung und in rein persönlichen Klangfarben. Sein Denken war immer schlicht und einfach, manchmal war's mir, als vernähme ich Urväterweisheit in neuzeitlichem Reisegewand.

Alles, was er zu mir sagte, glitt nicht an meinem Ohr vorüber wie liebliches Wellenspiel, sondern es bohrte sich fest. So wie er jeder seiner Romanfiguren auf den Leib rückte, so überzeugte er auch beim Plaudern und er wußte sogar die Stelle des Zuhörenden in seinem Innern aufzuspüren, wo sich das Denken in den Willen umsetzt. Mays Erzählungen können in der Tat die mutlos Werdenden vor dem Ermatten bewahren, die mutlos und schwach Gewordenen, die Klagenden, die mit ihrem Geschick Hadernden, die Jammernden und die Verzweifelnden wieder mit starken Lebensglauben aufrichten; weil so viel Kühnes darinnen steckt, daß man lächelnd sagt, man kann doch wiederum aus den schwierigsten Lebenslagen herauskommen.

Alle Karl-May-Leser fühlen eine überwältigende Größe der Darstellungskunst an Mays Werken, sie bewundern seine ungeheure Leistungsfähigkeit, ahnen aber nicht, wieviel Zeit er neben seiner umfassenden Schriftstellerei auch für Reisen verbrauchte. Sie dringen trotz der Fülle von Schriften und Abhandlungen über Karl May nicht recht zu einer greifbaren Vorstellung von der Art seines Schaffens, seines Reisens, von seinem Lebenskreis, von seinen Gewohnheiten, kurz von seiner Menschlichkeit durch. Und doch ist es gerade bei der Beurteilung Karl Mays ungemein wichtig zu wissen, **[261]** ob er den Stoff zu seinen Reiseromanen an Ort und Stelle sammelte oder ob dieser Stoff mehr oder minder erfunden ist. Nach den Worten, die ich mit Karl May schriftlich und mündlich gewechselt habe, und das waren nicht wenige – ich besitze außer vielen Postkarten u. a. aus Palästina, Jerusalem, Athen, Korinth, Amerika, auch rund ein Dutzend Handschreiben von ihm – steht für mich fest, daß sein literarisches Schaffen und seine Reisen in Verbindung miteinander stehen. Lebhaftigkeit des Geistes, Fülle der Vorstellungen, Fruchtbarkeit kühner Erfindungen, die sich manchmal ins Unmögliche versteigen, Gewandtheit zu erklären, Gründlichkeit, Leidenschaft und Kraft der Ueberzeugung, das sind Eigenschaften, die sich in seinen Werken widerspiegeln. Und gerade aus diesen geht doch ganz unzweideutig hervor, daß Karl May einer der merkwürdigsten Menschen ist, die gelebt haben. Es steckt ein Zauber in ihm, der so mächtig auf seine Leser und besonders jene, die ihn wie ich persönlich kannten, wirkt, und dem sich niemand entziehen kann.

Unserer ersten Unterredung ging folgender Brief Mays voraus:

*Villa Shatterhand, den 5. September 1907.
Radebeul-Dresden.*

Sehr geehrter Herr!

Nächsten Montag muß ich nach München. Da ich aber Sie so gern einmal sehen möchte, so werde ich abends 7 Uhr 14 Minuten in Regensburg aus dem Schnellzug steigen und bis Dienstag früh in Regensburg bleiben.

*Ich möchte Sie bitten, mit mir und meiner Frau um 8 Uhr Abendbrot zu essen; vielleicht bringen auch Sie Ihre **[262]** Frau Gemahlin mit? Es soll ein einfaches, gemütliches Abendessen sein; nicht in großer Toilette*

¹² Der Aufsatz gewinnt für den Leser an Bedeutung, weil der Verfasser der in weiten Kreisen bekannte Schriftsteller Otto v. Tegernsee ist, dessen beliebteste Werke „Im Zauber des Hochgebirges“ und „Friedensfreudenquelle“ sind, beide erschienen beim Verlag Manz, Regensburg. Die Herausgeber.

und viel Aufwand, sondern ganz bescheiden, wie unter guten Bekannten.

In welchem Hotel ich wohnen werde, das soll auf Sie ankommen. Ich bleibe da, wo Sie am liebsten mit uns essen und bitte, mir eine Zeile hierüber mitzuteilen.

Mit herzlichem Gruß!

Ihr Karl May.

Vom 8. September 1907 datiert ein weiteres Handschreiben Mays, das bekundet, daß sich die Reise um einen Tag verzögert hat. Ich war überaus gespannt auf diese erste Zusammenkunft mit dem vielverehrten, aber auch viel angegriffenen Mann echter Reiseschilderungskunst, die dann am Dienstag, den 10. September 1907 stattfand. Der Empfang am Bahnhof war ungemein herzlich und die genußreichen Stunden, die wir gemeinsam im Speisesaal des Hotel National zu Regensburg verlebten, bleiben mir unvergeßlich. Zur steten Erinnerung habe ich heute noch die hübsche, bauchige Steinweinflasche des damals mit Hochgenuß vertilgten Boxbeutelstoffes älteren Jahrgangs in meinem „schönen Zimmer“ stehen und über ihr hängt das Bildnis Karl Mays im Goldrahmen. Bei der Unterredung fielen viele Humorstrahlen, aber auch von des Lebens Leiden und Freuden wußte Karl May drollig zu berichten, darunter so manches, was ein ganz eigentümliches Licht auf jene Männer warf, die ihn aus purem Neid mit der Feder bekämpften. Auch von mancherlei Irrfahrten war die Rede. Und wer macht solche nicht in seinem Leben und noch dazu, wenn er viel reiste wie Karl [263] May, der schon in frühester Jugend seinem Schicksal überlassen wurde. Auch den lieben Einlauf in den sicheren Hafen einer glücklichen Häuslichkeit schilderte er im Beisein seiner Gattin köstlich. Ich horchte auf, wenn Karl May die starke innige Sprache erklingen ließ und dachte mir immer, wenn er nach kleinen von mir ausgehenden Unterbrechungen von neuem anhub, wer von solchen Dingen, wie es Karl May tut, zum Volk reden will, muß auch etwas von einem Dichter an sich haben. Und so bildete ich mein Urteil über ihn in seiner Gegenwart, das dahin ging: Du bist der geborene Volksschriftsteller; und es waren ja schon damals Millionen in den mächtigen Zug der Waller zu seinen Schriften eingetreten.

Karl May gehörte nach jenem lieblichen Zusammensein zu Regensburg zu jenen seltenen Männern in meinem Gehirnkasten, deren Wirken wie ein Sturm durch das geistige Leben des Volkes geht, aber an dessen Grenzen keinen Halt macht, sondern darüber hinaus auch die Geister fremder Zunge weckt, aufhorchen macht und befruchtet. Und überall im Gewühl der Riesenstadt und in der Verlorenheit eines Wüstenzeltes hatte er Freunde und hat sie heute noch in Massen, die sich nach ihm sehnten, wenn sie nichts zu lesen hatten; denn zu jedem Menschen hin, auch zu dir, lieber Leser, läuft aus dem umfassenden Mayschen Schrifttum ein Lichtstrahl aus dem Sonnenherzen. Auch das Getöse und Gewühl der Weltpolitik, die Verwirrung und Verkettung der Völkerschicksale hat Karl May durchschaut und in trüben Stunden führte er die Gedanken [264] immer ins Morgenland, wo die Nebel der Zweifel sinken und der Stern hervortritt, bei dessen Auftauchen du aufjubelst in der Freude deines Herzens. Ueber das „Gelobte Land“ schrieb er eine in weiteren Kreisen noch unbekannt und auch noch nicht in Buchform erschienene Reiseerzählung „Schamah“¹³, die er mir nach seinem Handschreiben vom 21. März 1907 mit den Worten verehrte: „Was das Honorar betrifft, so soll diese kleine Erzählung eine Art von Visitenkarte sein, die ich Ihnen gratis sende, nicht des ‚Geschäfts‘ wegen, sondern aus persönlicher Sympathie.“ Sie ist damals auf meine Veranlassung hin in der später leider eingegangenen Jugendzeitschrift „Efeuranken“ und zwar im 18. Jahrgang 1908 erschienen und fand weithin Beifall. Den Begleitbrief zu dieser mir ganz gewidmeten Erzählung schloß er in der ihm eigenen Weise wie folgt:

So, das hatte ich zu sagen. Wenn Sie mich, den viel Angefochtenen, der es aber mit Gottes Menschheit außerordentlich gut und ehrlich meint, noch haben wollen, so bitte, benachrichtigen Sie mich durch eine Zeile.

Mit Tegernseer Händedruck und herzlichem Gruß!

Ihr alter

Karl May.

Wiederholt hat mich Karl May eingeladen, auch ihn einmal in seiner Villa „Shatterhand“ zu Dresden-Radebeul zu besuchen, aber ich bin zu meinem Bedauern nicht dazu gekommen. Einmal hörte er, [265] daß

¹³ Diese Novelle wird in einen der Nachlaßbände unsrer Sammlung mit aufgenommen.

ich in Berlin war, da machte er mir gleich Vorwürfe, daß ich nicht über Dresden heimfuhr und ihn besuchte. Er war mir außerordentlich zugetan, obwohl ich zu jenen gehöre, die es nicht für nötig halten, Schmeichelei zu treiben, sondern die im Gegenteil jedwede Kriecherei scharf verurteilen. Vor seinem letzten Vortrag am 22. März 1912 im Sophiensaal zu *W i e n*, den er auf Einladung des Wiener Akademischen Vereins hielt und der von über 3000 Besuchern mit nicht enden wollendem Jubel aufgenommen wurde, wollte er mich noch einmal besuchen. Es war ihm aber leider nicht mehr möglich, weil er es sehr eilig hatte. Es tut mir heute noch im Herzen weh, daß ich den so viel bewunderten Führer ins Reich der Edelmenschen nicht mehr sprechen konnte, da er kurz nach jener Wiener Reise sein erfolg-, aber auch dornenreiches Leben aushauchte. Wenige Tage vorher umringten ihn in Wien noch Tausende Anhänger und nur mit schwerer Mühe konnte sich der dem Tod nahe unter dem tosenden Beifallsgeklatsch zum Ausgang durchringen. Inmitten des huldigenden Gedränges rief er aus: „Bleiben Sie mir treu!“ In seiner Seele aber lodert das Feuer der Güte fort und fort genau wie in seinen Schriften und seinem privaten Briefwechsel.

Eines Tages, als ich zu Mittag heimkam, lag eine Karte mit amerikanischer Marke auf meinem Schreibtisch. Ich war ganz überrascht. Karl May schrieb mir mit Poststempel vom Niagarafall, lautend auf 1. Oktober 1908, eine hübsche Ansichtskarte mit folgendem Wortlaut:

[266] *Herzlichen Gruß aus Amerika, wo ich jetzt die Vorstudien zu „Winnetou“ Bd. IV mache¹⁴.*

Ihre alten

Karl und Klara May.

Außerdem besitze ich unter vielen Aufnahmen von ihm folgende: Karl May auf einem Kamel reitend in der Wüste Sahara; Karl May am Grab des großen Indianerhäuptlings Sa-go-ye-wat-ha; Karl May am Siloateich bei Jerusalem; Karl May am Grab des Lazarus bei Bethanien; Karl May am Brunnen Abrahams; Karl May bei den Tuscarora-Indianern usw. Meistens schrieb er mir herzlich zum Jahreswechsel und schloß seine Zeilen mit: „Bitte, bleiben Sie uns auch in den kommenden Tagen Freund.“ Seine späteren Briefüberschriften lauteten fast durchweg: „Mein Sehrgeehrter und Lieber!“ Und zum Schluß kam immer mit herzlichen Grüßen der sog. Tegernseer Händedruck.

Aus allen Eindrücken, die ich aus dem mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Karl May gewonnen habe, kann ich nur sagen, daß er mit seinem ganzen Schrifftum durchaus edle Ziele verfolgte. Ich brachte dies auch bereits zum Ausdruck in verschiedenen kleineren Besprechungen über einzelne seiner Bände, die in vielgelesenen Zeitschriften und Tageszeitungen veröffentlicht wurden. So schrieb ich u. a. über „Im Lande des Mahdi“ folgendes:

Abenteuerliche und unendlich vielseitige Handlungen ist man bei Mays fesselnder einzigartiger Schreibweise gewohnt, aber im „Lande des Mahdi“ werden sie in reichster **[267]** Fülle geboten. Im 3. Kapitel des letzten Bandes, betitelt „Tut wohl denen, die Euch hassen!“ sagt Karl May selbst, „daß er eigentlich nicht schriftstellere, sondern Erlebnisse niederschreibe und es unmöglich hindern kann, wenn sich das Leben und die Wirklichkeit nicht nach schriftstellerischen Regeln richten und sich selbst vom scharfsinnigsten Kritikus nicht den Gang der Ereignisse vorschreiben lassen. Es gibt ewige Gesetze, die hoch über allen tausend Regeln erhaben sind.“ Diese Worte richten sich jedenfalls an die Gegner Mays und sie zeigen deutlich, wie unbegründet all die kleinliche Zweifel- und Schmähsucht ist, die sich an diese Persönlichkeit geheftet hat.

Während des Entstehens der illustrierten Ausgabe gab ich folgende Meinungsäußerungen öffentlich kund:

Alles ist so treffend und spannend geschrieben, daß der Leser Mays „Reisefrüchte aus dem Orient“ förmlich mitkostet. Wie May auf edlem Roß die kahlen, leeren Steppen, auf flüchtigem Dromedar die gluterfüllte Hammada durchritt und unter Palmen wandelte, dies und viel anderes, vor allem auch seine träumerischen Zukunftsgedanken lernt man auf so angenehme Weise kennen, daß man gar nicht zu lesen aufhören möchte. Das Land des Sonnenbrandes, des tropischen Pulses und physischen Gigantentums, wie May es in so origineller Weise nennt, kennt er sehr genau und er versteht es wie kaum ein anderer, interessante Streiflichter auf Land und Leute, Sitten und Gebräuche fallen zu lassen. Alle Mayschen Erzählungen sind Kabinettstücke feinsten Beobachtung und Darstellung. Auch für die lustige Welt enthalten sie Würze. Vieles gleicht einer Landschaft im lachenden Sonnenlicht echten Humors. Abenteuerliche und unendlich figurenreiche Handlungen bereiten dem Leser viele genußreiche Stunden. — — —

¹⁴ „Winnetou“ Bd. IV = „Winnetous Erben“. Die Herausgeber.

May erzählt merkwürdige Sachen, er ist ein abenteuerlicher Kleinmaler. Fast möchte man meinen, er wäre imstande, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen; so abenteuerlich, [268] ja fast unglaublich klingt vieles und dennoch bilden Beobachtungen und Erlebnisse mit allgemein menschlicher Bedeutung einen großen Teil der anziehenden Erzählungen, die uns May immer im lebendigsten Tone wie eine Mischung aller möglichen und unmöglichen Volkssitten vorplaudert.

Später konnte ich u. a. folgendes berichten:

Wer farbenprächtige Reisebeschreibungen und ebensolche Bilder in Wort und Darstellung haben will, der muß sich diese reizend ausgestatteten Bände von Karl May, dessen Werke niemand tot machen kann, anschaffen. Wer Karl May liest und die Erzählungen als das betrachtet, was sie sind: nämlich eine ausgezeichnete Unterhaltungslektüre, der wird nicht verdorben, sondern lernt herrliche Länder, Sitten, Charaktere und Völker kennen. Alle diese Dinge werden in den Rahmen spannender Handlung gezogen, und zwar in einer Weise, die den Leser die Bände nicht ohne Genuß und Gewinn aus der Hand legen läßt.

Neben vielen andern Pressenotizen über Karl May aus meiner Feder erschien noch nachstehende Besprechung über „Old Surehand“:

Die Widersacher Karl Mays – und wer hat keine Feinde? – können machen, was sie wollen, seine Werke sind und bleiben da und wenn noch so viel gegen die Person eines May erhoben wird. Selbst der eingefleischteste Gegner muß zugeben, daß doch ein Zug des Großartigen durch seine Reiseromane zieht. Das zeigt sich hauptsächlich bei „Old Surehand“, in dem May so treffend sagt: „Ein rachsüchtiger Mensch ist kein guter Mensch; er handelt nicht nur unedel, sondern verwerflich: er greift, ohne irgend ein Recht dazu zu besitzen, der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit vor und läßt dadurch, daß er seinem Egoismus, seiner Leidenschaft die Zügel überwirft, nur merken, wie verächtlich schwach er ist.“ Wie viele Gegner Mays haben ihn wohl nur deshalb bekämpft, weil sie ihn um seine großen Erfolge beneiden. Oder ist es kein Erfolg, wenn seine Bücher in [269] Hunderttausenden von Exemplaren in alle Weltteile hinauszogen und dort trotz der ekelregenden Hetze seiner Gegner immer noch neue Freunde finden? Welches Gefühl spricht aus den fesselnden, farbenprächtigen Reiseschilderungen des guten Erzählers, die uns in die „unverfälschte“ Natur der Heimat Winnetous, in das Land der Sehnsucht und Jugendträume führen.

Und heute, über zehn Jahre nach dem am 30. März 1912 erfolgten Tod Karl Mays, sage ich, der so vieles für und wider ihn gelesen hat, aus eigener Auffassung und Beobachtung im Verkehr mit ihm dieses:

Karl May ist und bleibt als Erzähler in einem seltenen Grad volkstümlich. Er unterhält, er spannt, er befriedigt. Seine Romangestalten sind naturgetreue, lebenswahre Wesen, Gestalten in Fleisch und Blut und dennoch keine alltäglichen Figuren. Wenn sich der Ruf eines Schriftstellers in wenigen Jahren über alle Länder der Welt verbreitet, so muß diesem Mann eine Gabe verliehen sein, die ihn himmelhoch über andere hinaushebt. May wußte freilich auch durch die Eigenart seiner Gedanken zu reizen, durch Neues, Unerhörtes zu verblüffen. Es ist ihm aber auch ein Schatz von Weltweisheit aus eigenen Quellen zugeflossen und seine Worte atmen alle eine Tatkraft, die ihn befähigt, sogleich vom Leser Besitz zu ergreifen. Das geschieht in eindringlicher kraftvoller Weise und mit einem seltenen Aufwand von Wärme. Und ich möchte sagen, auch in unserer Zeit finsterner Versunkenheit kann May durch seine Schriften seine Leser zu einem hoffnungsfreudigen Aufstehen rufen aus mutloser Schläffheit zum frischen Anfassen, aus ungläubiger Gleichgültigkeit zu siegessicherem Eifer. [270] Auch der da und dort aufblitzende Scherz und nicht zuletzt die sprechenden Landschaftsbilder erhalten den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile in wohlthuender Spannung. Ein fast verschwenderischer Reichtum an Gestalten mit ihren Betätigungen und Schicksalen tritt dem Leser entgegen: Araber, Aegypter, Indianer usw. Ereignisse und Oertlichkeiten sind von Karl May in einer Sprache geschildert, deren Klarheit alle Gegenstände treu widerspiegelt, deren Wohlklang das geistige Ohr gefangen nimmt.

Viele glauben die Welt zu kennen. Beim Leser der May-Bände aber wird es ihnen erst staunend gewahr, daß sie höchstens über vieles in der äußeren Welt unterrichtet sind, nicht aber reichlich über das Leben und Wirken fremder Völker, über ihren Wagemut und ihre heldenhafte Gesinnung, über eine Welt von verschleierter Schönheit, wo der Mensch noch als Edelwesen anerkannt wird und zur Vollendung strebt. Karl May hat das alles eingehüllt in einen mächtigen Kranz bunter Neulandblüten, die sich aber dennoch zu einem herrlich abgerundeten Bild, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließen. Und das alles

vernimmt man durch Karl May bei lachendem Mund, weil in seinen Schriften auch eine Fülle von Lebenslust und Frohsinn steckt. Sein Schaffen wird allzeit fortleben und wirken.

Man muß es fühlen, wenn man sich auf den Puls unserer Zeit versteht, wie heute in Deutschland eine heiße Sehnsucht nach einst besessener, doch mehr und mehr schwindender Natürlichkeit und Frische den ganzen Volkskörper durchzittert, ein inbrünstiges Verlangen nach sicheren Richtlinien, einem **[271]** festen Anhalt, um das überlaute, hastende, abhetzende Dasein führen zu können, ihm Gesundheit, Frohsinn, innere Ausgeglichenheit wiederzugeben. Fehlt es wirklich uns Deutschen von heutzutage, die wir in der Belebung der Technik und des Handels, in Kunstgewerbe und Architektur den rechten Pfad gefunden haben, an den Wegweisern, die uns auch für Aufrechterhaltung des Einfachsten, Allernotwendigsten Plan und Richtung zu künden vermögen? Ja, gerade jetzt nach dem großen Völkerringen und den noch mehr verheerenden Revolutionen brauchten wir mehr echte innere Werte, Männer mit dem Ziel der Edelseele eines Karl May, der in seinen Schriften allzeit fortleben wird.

Zusammengewürfelte Gedanken über Karl May

Von Geh. Hofrat Universitätsprofessor D. Dr. Emil Sehling

Das eigentliche Karl-May-Problem ist wohl dank der unermüdlichen Arbeit der Freunde des Dichters in der Hauptsache als gelöst zu betrachten. Bald wird das Bild Karl Mays in der deutschen Literatur als festgefügt dastehen. Trotzdem heißt es immer noch auf der Wacht sein. Ebenso wie die lebende Generation Deutschlands nicht müde werden darf, die „Schuldflüge“ von Versailles zu bekämpfen, so wird auch die lebende Generation der Verehrer Karl Mays nicht aufhören dürfen, das Schlagwort von der „Lügenschuld“ Karl Mays zu bekämpfen und auszurotten. Die nächste Generation wird dieses törichte Schlagwort, daß Karl May ein „Lügner“ gewesen sei, wohl überhaupt nicht mehr kennen und wird sich an seinen Schriften als reinen Kunstwerken erfreuen. Die Karl-May-Jahrbücher werden das ihrige dazu tun.

Das Thema Karl May ist noch lange nicht erschöpft. Der Dichter und seine Dichtungen bieten noch unendlich viel Seiten zur Besprechung. Im folgenden will ich für das Jahrbuch eine Reihe von **[273]** Gedankensplittern veröffentlichen, die mir beim Lesen von älteren und neueren Schriftstellern im Vergleich mit den Werken Karl Mays entgegengetreten sind, und ich bitte den Leser wegen der kaleidoskopischen Art meiner Betrachtungen um Verzeihung.

1. Karl May war kein Seemann.

Ich will hier nicht etwa die berühmte Frage aufrollen, ob bzw. wie weit Karl May gereist ist. Auch Jules Verne hat erst in seinen spätern Jahren das Mittelmeer und auch nur dieses befahren. In den Erzählungen Karl Mays finden wir fast keine Darstellungen von Seefahrten und wenig Beschreibungen der Schönheiten und Furchtbarkeiten des Meeres¹⁵. Er, der Meister der Landschaftsschilderung, er, der Verfasser der „Geographischen Predigten“, würde mit Leichtigkeit, dank seiner dichterischen Phantasie, auch das Meer in seinen Machtbereich haben ziehen können, aber er bleibt auf dem Land, er schildert die Wüste, die Felsentäler, und zwar, wo ich habe nachprüfen können, mit einer Deutlichkeit und einer Genauigkeit, daß man glauben sollte, er wäre wirklich dagewesen. – Halt! Da ertappen wir uns ja selbst auf den Gedankengängen, die zu dem bekannten, scheinbar nicht auszurottenden Vorwurf der „Lügenschuld“ Karl Mays hinführen. Deshalb dazu noch **[274]** ein paar Worte. Wie wunderbar schildert Schiller in seinem Tell die Alpen, das Gebiet seines Schauspiels, den Vierwaldstättersee (dem Sängler Tells zu Ehren ragt im Vierwaldstättersee ein großer Felsblock aus dem Wasser) und doch ist Schiller niemals dort gewesen! Er hat nie ein Hochgebirge gesehen, aus dem „die Milch der Gletscher“ herabrinnt. Woher hat er diese treffenden Bilder? Einmal aus seiner dichterischen Phantasie, zum andern aus ganz nüchternen Quellen, nämlich aus fremden Büchern. In seinem Nachlaß fand man zahlreiche Notizen, Auszüge aus gelesenen Büchern. So hat er z. B. gerade die wundervolle Wendung, die „Milch der Gletscher“, irgendwoher sich aufnotiert und nachher als poetisches Bild verwendet. Wer wagt hier Schiller den Vorwurf zu machen, daß er gelogen, gestohlen habe, weil er alles so schilderte, als wenn er wirklich dort gewesen wäre? Im Gegenteil, man steht bewundernd vor seiner dichterischen Größe, und ausgerechnet bei Karl May soll das alles nicht gelten.

Karl May hätte sich mit seiner dichterischen Gestaltungskraft auch auf die See begeben können. Nach gründlichen Studien über das Seemannsleben, über die technischen Ausdrücke, ähnlich wie Jules Verne. Aber es lag ihm nicht. Er fühlte sich offenbar zu sehr als Landratte, für welche die Elbe, der ihm nächstliegende größere Strom, keine Seeluft erzeugen konnte. Nur in einem seiner Jugendwerke finde ich die Schilderung eines Sturmes und eines Schiffuntergangs mit allen furchtbaren Einzelheiten, und zwar ausgerechnet auf – der Leser erschrecke nicht! – der Mosel. Wer die Mosel nach dieser Schilderung **[275]** beurteilen würde, müßte mindestens an den Aermelkanal denken. Es ist der Münchmeyer-Roman „Die Liebe des Ulanen“ ein Jugendwerk, unbedeutend, vielfach an das Kolportagehafte erinnernd und doch schon die Klauen des Löwen zeigend. Wie wundervoll ist z. B. das episodenhafte Auftreten Napoleons geschildert, der, von Räubern überfallen, sich persönlich mit seinem kleinen Degen verteidigt! Wie prächtig ist die Gestalt Blüchers herausgearbeitet!

¹⁵ Hierzu ist eine kleine Einschränkung nötig, denn Karl May hat immerhin auch mehrfach die See geschildert, z. B. in den Werken: „Am stillen Ozean“, „Kapitän Kaiman“, „Und Friede auf Erden“, „Halbblut“ (und zwar im „Kaper-Kapitän“) und „Der blaurote Methusalem“.

Wie gesagt, Karl May war kein Seemann. Wie ganz anders gebärdet sich dagegen ein zeitgenössischer Schriftsteller, der manchem unserer Leser ebenfalls bekannt sein wird: Robert Kraft. Kraft hat zahlreiche Erzählungen geschrieben. Ich nenne hier „Wir Seezigeuner“, „Nobodys Abenteuer“, „Das zweite Gesicht“, „Untersee-Teufel“ usw. usw. In allen diesen zeigt er eine geradezu ungeheure Phantasie, gegen die Alexander Dumas, Jules Verne, Maurus Jókai, und sogar Karl May selbst verblassen. Seine Phantasie geht an die Grenze des Möglichen, vielfach darüber hinweg. Sie ist ungezügelt. (Ich will die Ursache dafür nicht untersuchen.) Seine Werke haben stellenweise kolportagehafte Züge und ragen doch wieder weit darüber hinaus; aber alles atmet echte Seeluft. Seine „Seezigeuner“ z. B. sich so würzig, ähnlich wie man in Zolas „La Terre“ den Geruch der Erdschollen verspürt. Kraft arbeitet, wie Jules Verne, mit den modernsten Errungenschaften der Technik. Seine Phantasie erfindet Maschinen, die vielleicht in tausend Jahren von den Menschen erfunden werden. Er bearbeitet naturwissenschaftliche Fragen, wie künstliche Erzeugung neuer Früchte [276] durch Kreuzungen. Er behandelt psychologische Probleme. Wie bei E. T. A. Hoffmann spielen rätselhaft Erscheinungen, wie das zweite Gesicht eine Rolle. Sie werden alle auf naturwissenschaftlichem Wege zu erklären versucht. Karl May bringt nichts von alledem. Nur sein Henrystutzen ist – so wie er ihn schilderte – eine etwas übermenschliche Erfindung, aber alles andere ist bei ihm Natur, seine Menschen sind von Fleisch und Blut, seine Schriften bleiben stets gesunde Kost, während diejenigen von Robert Kraft zuweilen ein überreiztes, überspanntes Wesen tragen, und häufig an E. T. A. Hoffmann erinnern (man denke z. B. an den Klabaubermann in den „Seezigeunern“!). Sie scheinen mir für die Jugend größtenteils ungeeignet. Trotz der tief sinnigen und höchst eigenartigen Betrachtungen, die Robert Kraft in seine Werke einstreut, fehlt ihm die einheitliche tiefreligiöse Weltanschauung, die Karl Mays Werke gerade für die heranwachsende Jugend so wertvoll erscheinen läßt.

2. Was für ein Landsmann war Karl May?

Wenn wir es nicht wüßten, so würden ihn seine Schriften verraten. Nur ein Deutscher kann so gerecht gegen andre Nationen sein, gerecht bis zur Selbstverleugnung. Das Gerechtigkeitsgefühl (das beim Deutschen bis zur krankhaften Rechthaberei ausgebildet ist) bringt es mit sich, bei Fremden die Vorzüge ans Tageslicht zu stellen, selbst auf Kosten des eignen Volkes. Das deutsche Volk wird es nie zu dem Satz bringen „*Wright or wrong, my country*“, es wird vielmehr immer erst fragen, ob es auch recht sei, was es tue. Dadurch ist zur Zeit auch [277] seine Aengstlichkeit beim Auftreten Frankreich gegenüber bedingt; zum Teil ist allerdings auch ein gutes Stück Knechtssinnes dem Deutschen angeboren und wird durch seine traurige Geschichte noch weiter entwickelt. Mit allen diesen Schwächen schilderte vor hundert Jahren ein jetzt ziemlich unbekannt gewordener, aber sehr bedeutender Schriftsteller die Deutschen. Ich meine Sealsfield (ein amerikanischer Deutscher). So finden wir in seinem einst berühmten Roman „Norton oder die große Tour“ (Bd. I, 40) folgende Schilderung der nach den unglücklichen napoleonischen Zeiten ausgewanderten Deutschen:

„Beim ersten Anblick gewährte man, daß es Kinder des unglücklichen Landes waren, die seit so vielen Jahren die Erde mit ihrem Blut zu düngen, die Welt mit ihrer Nacktheit und ihrem Elend anzuekeln bestimmt zu sein scheinen; eines jener Bilder so vieler Unterwürfigkeit, wie wir sie auf den Werften unserer Seestädte häufig als Exemplare dieser Nation zu schauen bekommen und die uns bereits wider Willen gezwungen haben, der unbegrenzten Hospitalität unseres Landes Schranken zu setzen.“ (Aehnliche Gedanken an zahlreichen andern Stellen; gelegentlich auch günstigere Urteile. S. 48, 55, 60, 63, 64, 72, 79, 81, 130.)

Heute sind gerade 100 Jahre verstrichen, seit Sealsfield schrieb; wieder ist ein Krieg mit Frankreich verloren und wieder beginnt die deutsche Auswanderung. Werden diese Auswanderer wieder in die Sealsfieldschen Niederungen herabsteigen? Hoffentlich haben die glücklichen Jahre seit 1870 das deutsche Selbstbewußtsein genügend gefestigt!

[278] Wie lieb malt dagegen Karl May seine Deutschen! Kein anderes Volk hat einen Old Shatterhand in seiner Literatur aufzuweisen, einen Helden, der nur aus Liebe zur Romantik reist, der aus reiner selbstloser Nächstenliebe sich in die gefährlichsten Abenteuer stürzt, der seine besiegten Feinde nur betäubt aus reiner Empfindsamkeit, weil es nicht edel sei, die Schwächen seines Gegners auszunützen. Ist das nicht erst deutsche Sentimentalität, Mangel an Wirklichkeitssinn? Allerdings verwandt zur „Gefühlsduselei“ – Fremde nennen es politische Dummheit – die die deutsche Politik auf die 12 Punkte Wilsons hereinfallen ließ.

Wie schildert z. B. Cooper seine Indianer? In ihrer ganzen natürlichen Wildheit, Grausamkeit, Verschlagenheit und Tücke, als echte Naturkinder, bei denen jeder Vorteil zur Vernichtung des Feindes gilt.

Zwar hat er in seinen beiden Mohikanern auch edle Erscheinungen der roten Rasse gezeichnet, in seinem Unkas haben wir eine Art Vorbild des Winnetou vor uns, aber Cooper hat sie ausdrücklich als Ausnahmen, als letzte ihrer Art geschildert, während May seine anständigen Indsmen als den Normaltypus hinstellt, als von Haus aus gute Naturkinder, die von den Weißen verdorben oder zur Grausamkeit getrieben worden sind; er kann sich in seiner deutschen Schwärmerei die Menschen von Haus aus nur als gut vorstellen.

Niemals wird man bei May gehässige Bemerkungen über andere Nationen finden, wie sie Cooper z. B. in reichlichem Maß den feindlichen Franzosen zukommen läßt. Zwar ist May nicht blind **[279]** für die Schwächen der Fremden, aber wenn er z. B. in geradezu mustergültiger Weise die faulen Spaniolen, die Mexikaner schildert, so nimmt das doch niemals gehässige Form an, es liegt vielmehr der Spott des lachenden Philosophen vor. Echt deutsch.

Daß Karl May ein Sachse ist, wissen wir. Aber auch die zahlreichen, so echt sächsischen Redewendungen, die Vorliebe für sächsische Eigenarten, würden ihn verraten.

3. May war kein Jurist und hatte auch keine juristischen Neigungen.

Zwar bergen seine Bücher zahlreiche juristische Fragen, und ich behalte es mir für eine künftige Plauderei vor, darauf näher einzugehen; wenn man einen Shakespeare vor das Forum der Jurisprudenz gezogen hat, warum soll man einem Kleineren dieses Schicksal ersparen? Aber May geht den juristischen Fragen aus dem Weg, selbst wenn sie einen Kernpunkt seines Romans, einen Ausgangspunkt bilden sollten. Uebrigens sind gerade die Ausgangspunkte seiner Erzählungen dichterische Meisterstücke. Da sitzt sein Held in Kairo vor dem Kaffee im Begriff, nach Europa abzureisen, ein Streit vor dem Kaffeehause, und schon ist er in einen Befreiungskrieg gegen den Mahdi verwickelt; ein Landmesser muß für die Eisenbahn Land vermessen, ein Streit mit Indianern, und mitten sind wir im „Winnetou“; der alte Student, der blaurote Methusalem, geht in seiner deutschen Universitätsstadt, die so treffend gezeichnet ist, daß man meinen könnte, der Dichter habe selbst in ihr studiert, zum gewohnten Frühschoppen, ein Brief, und nicht lang darauf finden wir ihn im **[280]** Kampf mit chinesischen Seeräubern. Der Ausgangspunkt ist hier eine Erbschaftsangelegenheit. In einer andern Reiseerzählung ist der Erbschaftsprozess der Timpeschen Erben – übrigens ein echt sächsischer Familienname – die äußere Veranlassung der Umrahmung von allerlei Abenteuern. Der Jurist hätte gern mehr von diesem spannenden Erbschaftsprozess vernommen. Der Dichter hüllt sich in Schweigen. Freilich sind seine Abenteuer jedenfalls unterhaltender zu lesen.

4. Die Behandlung des Grausamen ist bei Karl May gemäßiger als bei anderen Phantasten.

Soweit Karl May überhaupt gelegentlich Grausamkeiten schildert, gehören sie im innersten Wesen zur Sache; sie werden nie übertrieben, sie werden stets als gerechte Strafe dargestellt und besonders von der jugendlichen Lesewelt geradezu als Erlösung empfunden und auch mit Befriedigung aufgenommen. Ja selbst wenn der Uebeltäter den Krokodilen vorgeworfen wird, empfindet man kein Mitleid mit ihm, er hat es redlich verdient. Die Strafe tritt bei Karl May erst ein, wenn der Faden der Erzählung so weit gesponnen ist, daß sie einen solchen Abschluß erheischt, weil, wie ein boshafter Kritiker einmal gesagt hat, der Stoff zu einem weiteren Band nicht mehr ausreicht. Die Todesstrafe wird bei Karl May als Sühne empfunden, sie hat daher einen sittlichen Charakter und wirkt eher beruhigend als das Gegenteil.

Wie ganz anders ist die Behandlung des Grausamen bei Robert Kraft! Hier erschienen Todesstrafen, Folterqualen nicht immer als Erlösung, als **[281]** Sühne, sondern zuweilen als Selbstzweck der Darstellung; aus der Lust an der Schilderung des Unheimlichen sind sie geflossen, sie wirken daher häufig nervenaufregend. Glücklicherweise verschwinden dergleichen bei Kraft in der großen Masse des verschiedenartigsten Stoffes.

Wieder ganz anders behandelt Sir John Retcliffe (ein auch heute noch vielgelesener Schriftsteller) das Grausame in seinen „historisch-politischen Romanen“, z. B. in seinem „Sebastopol“, einem gerade heute, wo der türkisch-griechische Konflikt die allgemeinen europäischen Gegensätze enthüllt, wo Smyrna an allen Ecken brennt, wieder recht lesbaren Roman, dort fließt das Blut in Strömen. Der Verfasser tut dies aus dem offenen Bestreben heraus, die unverhüllte Wahrheit zu sagen; er umgibt seine Darstellung, insbesondere diejenige der diplomatischen Vorgänge, mit dem Heiligenschein des besonders Eingeweihten (wie später mit großem Geschick Gregor Samarow) und will auch die Greuel historisch getreu, wenn auch romanhaft, wiedergeben. Auch Retcliffe wirkt aufregend und spannend, nicht selten aber auch abstoßend.

Karl May hat vor beiden Autoren und zahlreichen anderen das voraus, daß er spannend wirkt, ohne aufzuregen; er ist eine richtige Krankenunterhaltung, auch wenn er Grausames schildert. Der Leser weiß

von Anfang an, daß, wie drohend und gefährvoll die Lage auch erscheint, der Held sich doch aus ihr herausziehen wird. Auf die Art der Lösung des Streitfalls, auf die Art der Befreiung aus der Gefahr ist man bei ihm gespannt, das Kind mit unbewußter, [282] der Erwachsene mit bewußter Neugierde. Man braucht bei ihm nicht, wie bei andern Romanen, den Schuß zu lesen, ob alles gut ausgeht, „ob sie sich kriegen“; nein, es geht bei seinen Romanen so, wie bei den O-Beinen: anfänglich glaubt man, sie kriegen sich nicht, und nachher kriegen sie sich doch. Und darum wirken sie, trotz aller Spannung, so wohltuend und befriedigend (nämlich die Romane!).

5. Robinson und Old Shatterhand.

In diesen Tagen feierte ein Buch den 200. Jahrestag seines Erscheinens, ein Buch, das heute noch so beliebt ist, wie am 25. April 1719, als es erschien: Der Robinson Crusoe des Daniel Defoe. Worin liegt der Erfolg dieses Buches begründet und worin wurzelt seine schier unverwüsthliche Kraft?

Ist es etwa das traurige Schicksal des jungen Mannes, der allein, auf eine wüste Insel verschlagen, sein Leben dahinbringt, ohne Aussicht, jemals seine Eltern und seine Heimat wiederzusehen, das die Kindesseele immer wieder neu erregt, das tiefe menschliche Mitgefühl? Das wäre, glaube ich, ganz falsch geurteilt. Für die Schicksale eines Mitmenschen hat das Kind nur ganz geringes Gefühl. Wenn man einem Kind die Geschichte des Prometheus erzählen würde, der aus Liebe zu den Menschen das himmlische Feuer stahl und dafür an den Felsen geschmiedet wurde, damit die Adler des Zeus seine stets nachwachsende Leber fräßen, so würde das Kind für die Qualen des Mannes kein sonderliches Verständnis zeigen, vielleicht sogar die Adler bedauern, weil sie immer Leber essen müssen. In einem Schulaufsatz über die Frage „Was ist in den letzten [283] Ferien besonders Komisches vorgekommen?“ schrieb ein Schüler: „als mein Bruder vom Baum fiel und den Arm brach“.

Ein englischer Kritiker meinte, an dem *lying like truth*, in der Erfindung glaubwürdiger Ereignisse, liege das große Geheimnis der Erfolge Defoes. Das ist aber ganz gewiß verfehlt. Ob Selkirk wirklich gelebt und alles wirklich erlebt hat, was Defoe beschreibt, ist uns doch heute wirklich völlig gleichgültig. Ob Karl May wirklich überall da gewesen ist, ob sein Old Shatterhand, sein Winnetou wirklich gelebt haben, ob der Henrystutzen wirklich alle Male getroffen hat, das ist doch alles gleichgültig, oder sollte es vernünftigerweise sein.

Nein, das ewig Menschliche ist es, was den Robinson unsterblich gemacht hat. Es ist das Mitleid für den Menschen, der nackt und bloß in die Welt gesetzt, lediglich auf seinen Verstand angewiesen, sich alle Dinge erobert, und im Kampf mit der Natur Sieger bleibt. Dieses unwillkürliche Miterleben der ganzen Menschheitsgeschichte, das ist es, was die Phantasie des Kindes fesselt. Robinson hat nichts; er erfindet alles, was er braucht, er windet sich aus allen Gefahren heraus, ganz allein. „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch“, sagt Sophokles, und das klingt und singt in der Kindesseele beim Lesen des Robinson. Daher erlahmt auch sofort das Interesse an dem Buch da, wo weitere Menschen auftreten, wo Robinsons Leben sich einigermaßen behaglich gestaltet hat.

So ein Stück Robinson sind auch die Helden Karl Mays. Auch für sie gibt es keine Lage des Lebens, [284] der sie nicht gewachsen wären; für sie gibt es keine Schwierigkeiten, für die sie keine Lösung wüßten. Sie helfen sich überall ganz allein durch, nur ihr Scharfsinn schafft aus dem Nichts die besten Lebensbedingungen, aus eigener Kraft bleiben sie Sieger über Menschen und Natur. Rousseau wollte seinem Emile als einziges Buch den Robinson in die Hand geben. Ob er ihm heute nicht auch die Schriften Karl Mays in die Hand geben würde?

Vom Schuster, vom Baedeker und vom Karl May

Von Max Geißler

Es mag einmal ohne Umschweife festgestellt werden: die Absicht, Karl May zu einem Stern erster Größe am Literaturhimmel zu erheben, haben die May-Jahrbücher durchaus nicht. Sie sollen auch kein unmittelbares Propagandamittel sein. Dagegen: sie wollen verhüten helfen, daß Verblendung oder böser Wille die literarische Wertung Mays auf eine Formel bringe, die von Tausenden auswendig gelernt wird. An derartigen Gedankenlosigkeiten ist die deutsche Literaturgeschichte nicht eben arm.

Es ist kaum glaublich, daß von einem May-Problem geredet wird. Dazu mußten einige Liter Tinte verschrieben werden. Und es hat den Anschein gewonnen: sowohl als Mensch wie als Schriftsteller war Karl May eine der am schwersten ausdeutbaren Erscheinungen. Ein Rätsel, an dessen Lösung viele kluge Menschen vergeblich herumraten.

Ich habe Grund, zu glauben: in anderen Literaturen wäre so etwas unmöglich.

Im Gegensatz dazu halte ich Karl May für eine der einfachsten Naturen, die je sich schöpferisch betätigten. Rätselhaft wurde er durch das In-ihn- **[286]** hinein-deuten. Man legte nicht aus, man legte unter. Das hat Goethe an seinen Schöpfungen erfahren und nicht ohne Verärgerung festgestellt. Alle Schaffenden könnten zu diesem Kapitel überraschende Beiträge liefern.

Es dürfte der Wahrheit am nächsten kommen: daran ist schuld der Mangel an unverrückbaren ästhetischen Maßstäben und der Mangel an dem Vermögen, ein Kunstwerk zu beurteilen. Zu solch einem Urteil – meint einer der selbstherrlichsten unter den Literaturhistorikern – ist jeder geschickt, genau so, wie er auf ein Paar Stiefel, die ihm sein Schuster nicht nach Gefallen gemacht hat, schimpfen darf. Das ist falsch. Stiefel werden nach Maß und Auftrag gefertigt. Und wenn sie nicht passen, hat der Besteller allerdings nicht die Pflicht, sich mit seinem Schuster darüber auseinanderzusetzen, was ihn dazu bewogen habe, in einem Grad eigenmächtig zu verfahren, der Hühneraugen schafft. Der Schuster hat der Eigenart des Bestellers Rechnung zu tragen und seinen Wünschen. Der Künstler nicht. Er hat keinen Besteller. Bei ihm ist es umgekehrt. Er schafft nach eigenen Eingebungen, er schafft in beglückter Anbetung, sein Schaffen ist ein Dienen in Demut dem Gotte, der ihm gebietet.

Man soll hier nicht einwenden: das mag von Goethe gelten (von Goethe gilt bekanntlich alles!) oder von Stifter, von Bach oder von Beethoven – aber nicht von Karl May. – Weshalb denn nicht?

Zum Schaffenden wird ein Mensch durch Ueberschüsse. Auf die Art dieser kommt es nicht an. Schaffen ist ein Akt der Befreiung, der Erlösung. **[287]** Bei May: von den Schätzen einer in ihrer Art unerhörten, jedenfalls einmaligen Phantasie. Darin liegt seine Einseitigkeit und seine Stärke.

Jeder Mensch stellt zuletzt die Summe aller erzieherischen Einflüsse dar, die an ihm wirkten. Das heißt nicht: nur der Einflüsse der Eltern und Lehrer. Sondern: der Umgebung, der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Krankheiten – kurz: aller Daseinserscheinungen, die ihn beeindruckten und formen halfen ... und nicht etwa von einem bestimmten Lebensalter an.

Diese Daseinserscheinungen waren bei Karl May keineswegs schablonenhaft. Schon von der märchenerzählenden Großmutter und dem Froschtümpel ab, der hinter dem Hause lag. Ueber die phantasievolle Großmutter als Erziehungsfaktor brauchen wir uns nicht mehr zu unterhalten, denn die Märchengroßmutter ist bereits ein Paradeferd geworden. Ein Froschtümpel mit seinen Geheimnissen aber wirkt vielleicht noch größere Wunder. Ich meinerseits habe mir als Mann einen in meinem Garten angelegt, der mich mit all dem Zauber meiner Kindheitserinnerungen beschenkte. Und wenn ich nach dem forsche, was mir zu meiner dichterischen Urstund verhalf, so steht der Froschtümpel in dem alten Steinbruch ganz obenan. – Es gibt sehr viele Dichter in Deutschland. Sie alle könnten wohl bestätigen die fabelhafte Simplizität des Schriftstellers Karl May.

Das was wir landläufig Erziehung nennen, fehlte ihm. Auf ihn trifft Rückerts Bemerkung zu: „Nicht was ich angebunden, war, was am schönsten blühte, sondern was ich ließ ranken nach seinen eignen Gedanken.“ **[288]** Ueber die Dürftigkeit der Landschaft und Menschen, die ihn umgab, warf die in früher Kindheit entzündete Fackel seiner Phantasie ihren Schein weit hinaus, so weit, daß er nicht heimisch werden konnte in dem kleinen Reich, in das er als Knabe gestellt war. Ganz anders bei Rosegger. Der ging den Kaiser in

Wien besuchen als Waldbauernbub und erkannte seine Ohnmacht gegenüber der Größe der Welt. Der kleine Rosegger kam ernüchtert heim. Der kleine May schaffte sich goldene Flügel zum Flug in das Land seiner Träume. Er wurde nie in dem Grade gemeistert von der Wirklichkeit wie der nüchternere Rosegger. Er war vogelfrei. Rosegger wurde auf eine fertige Straße gestellt. Rosegger entdeckte künstlerische Vorbilder – zum Beispiel Adalbert Stifter. Rosegger erhielt Offenbarungen. Karl May wanderte auf ungebahnten Pfaden. Er entwickelte sich naturhaft, Rosegger innerhalb der Zäune einer dichterischen Kultur. Wie eine Ranke, die lichtdurstig emporschießt aus den Dämmerungen eines dunkelnden Waldgrundes, so rang sich May dem Licht entgegen. Solche eine Ranke baut sich nicht verhältnismäßig genug aus.

Ich bin der Ueberzeugung: Karl May selbst hat diese Erkenntnis gehabt. Aber als sie ihm kam, war es zu spät. Er hatte das eine Vermögen seiner Begabung unerhört entwickelt: seine Phantasie war die Zauberin geworden, der er verfallen war – für einen Teil seines Lebens und für die Gesamtheit seines Dichtens. Die Folge war: den stofflichen Reizen seines Werkes halten Form und Darstellung nicht stand. Diese letzteren wurden nicht zu einer **[289]** Entwicklungsstufe emporgetrieben, die der literarisch Gebildete von heute verlangt.

Ob dem Beurteiler ein Kunstwerk gefällt oder nicht – das steht sehr weit rückwärts. Es ist für das Kunstwerk nebenläufig. Deshalb sollte er danach auch nicht zuerst fragen. Und gar nicht deshalb, um danach den Schaffenden zu beurteilen. Sondern: seine Pflicht ist, sich in ein Verhältnis zu dem Schaffenden zu bringen. Seine Fragen haben zu lauten: was hat der Künstler gewollt? und: was hat er erreicht?

Karl May hatte der Vorsatz, sich neue Welten zu erschließen. Denn nur seinetwegen hat er das z u n ä c h s t getan; im Dienst von Mächten, die ihm geboten; getrieben von Sehnsüchten, die ihn lockten; erfüllt von Verheißungen, denen er lauschte. Er hat das vollbracht mit Hilfe einer unerhört reichen Phantasie und einer nicht minder starken Einfühlungsfähigkeit.

Man mag sich zu seinem Werke stellen wie man will. Man mag es ablehnen aus dem lächerlichsten aller Gründe, daß er nicht überall an Ort und Stelle Studien gemacht habe. Oh! Man mag es für formal unzulänglich erklären. Man wird ihm aber niemals mit Recht vorwerfen können: er sei hinter seinen künstlerischen Absichten zurückgeblieben: mit volkstümlichen Mitteln für bestimmte Volksklassen neue Reiche zu erobern. – Insofern war er ein ganz Eigener.

Bei allem ist nicht zu vergessen: Karl May hat zum großen Teil in einer Zeit geschaffen, über die wir uns längst hinausentwickelt haben. Jedenfalls **[290]** fällt seine Werdung in die dichterisch charakterlosen Jahre von 1870–88. Und welch wunderliche Blasen sind aus den Sümpfen aufgestiegen, zwischen denen wir hindurchgewandert sind! Jedemnoch: die Sprache der deutschen Dichter ist seitdem bildhafter geworden. Sie hat ein neues Gepräge erhalten, das nicht mehr die verzweifelte Aehnlichkeit aufweist mit der Kleinmünze, die sich in den Händen des Alltags abgegriffen hat. Dichter haben ihr dies Gepräge verliehen. Karl May hat dabei nicht geholfen. Nein. Aber andere neben ihm auch nicht. Keiner seiner urteilsfähigen Freunde jedoch wünscht ihn zu einem Genie zu stempeln, das auch dafür universal genug gewesen wäre.

Ich weiß nicht, ob die Behauptung, daß er auf jugendliche Gemüter verheerend wirken könne, überhaupt noch gängig ist. Aber sie war es. Ein Beweis dafür, daß selten ein Schaffender mit so harten Vorurteilen zu kämpfen hatte wie Karl May. Auf diesem Gebiet ist ihm wohl kaum etwas erspart geblieben. Und Vorurteile sind die gefährlichsten aller Urteile; denn dagegen gibt es in der Regel keine Berufung. Das hat ihm viel Bitternis bereitet.

Ich gehe nicht so weit, zu sagen: Karl May ist der deutschen Literatur unentbehrlich. Aber wenn wir ihn nicht hätten, so wäre das ein Verlust! Und das läßt sich nicht behaupten von vielen, die für bedeutender gelten. Man braucht nicht zu reden von den wahrhaft Gebildeten, die sich durch ihn für eine Stunde vom Druck des Alltags entführen lassen in das heitere Reich seiner Phantasie. Aber: er hat einen großen Teil unseres Volkes der Literatur gewonnen. **[291]** An ihm haben viele lesen gelernt. Und die ihn gehässig einen Vielschreiber und einen Schreiber ums Geld nannten – mit Verlaub, die sollten sich nach einer solch vernichtenden Bloßstellung hüten, je wieder von künstlerischen Dingen zu reden! Sie lassen sich nie überzeugen; denn das lächerliche Schlagwort von der Vielschreiberei liegt immer nur in Menschen bereit, die selbst kaum einen dichterischen Gedanken zu formen vermögen. Und das Schreiben ums Geld? Sie sollen doch einmal versuchen, ob sie sich über längere Zeit dazu zwingen können, ums Geld zu schreiben, wenn nicht ein Millionenreichtum von Einfällen sie umwirbt mit der fröhlichen Lockung: verdicht' uns! Und wie

sähe es um unsere Literatur aus, wenn sie nur von denen gemacht würde, die sich dafür nicht brauchen entlohnen zu lassen!

May wollte Volksschriftsteller sein. Wohl leitete sich dieser Wunsch zum Teil aus der ihm eigenen Formgebung hat. Die hat bei ihm keine Entwicklung gehabt. Und das ist das Unverhältnismäßige an ihm, im Vergleich zur schöpferischen Fülle seiner Phantasie. An der Formgebung blieb alles Natur. Die Pflege ließ er außer acht. Das Herrschende in ihm war aus einem anderen Reich. Aber die Eigentümlichkeiten des Volksschriftstellers gehören auch ihm: seine Neigung zu belehren, zu predigen, zu philosophieren. Seine Religiosität. Die läßt sich übrigens kaum von einem seiner Art trennen. Auch ihm ward seine Kunst zur Religion.

Die Versuche, Karl May mit Erfolg zu bekämpfen, sind eitel. Er ist eine jener Notwendigkeiten, ohne die keine Literatur bestehen kann. Er ist ein Wegweiser **[292]** für viele, die wandern gehen mit dem Morgengesang: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“ Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob May genau ausgemessen hat, in wieviel Tagen man auf dem Kamel von Konstantinopel nach dem Berge des Gesetzes reiten könne, und nicht darauf, wieviel Kilometer zwischen diesem Urwaldsee und dem Herzen jener Indianersiedlung liegen. Dazu ist Baedeker da. Baedeker sieht solch einer Landschaft ins Gesicht. Aber Karl May sieht ihr ins Herz. Und deshalb ist Karl May auch literaturfähig. Wir überschätzen ihn nicht – aber wir sind die Berufungsinstanz gegen Vorurteile.

[(293)]

Karl May und Heinrich Hansjakob [1837-1916]

Von Alfred Biedermann

©

[(302)]

Aus meinem Tagebuch 1906¹⁶

Von Studienrat Dr. Otto Rudert

©

¹⁶ Schildert einen Besuch bei Karl May. [des damals 17jährigen Autors]

Gärender Most

Von Erich Mühsam

I.

Vorwort des Karl-May-Verlags

Der Karl-May-Verlag enthält sich grundsätzlich jeder Stellungnahme in parteipolitischen und konfessionellen Fragen. Das ist schon um deswillen nötig, weil sich unsre Leserschaft aus Anhängern aller Parteien, aller Lebensalter, aller Berufsarten und Glaubensgemeinschaften zusammensetzt. Auch die Karl-May-Jahrbücher spiegeln diese Vielgestaltigkeit von Karl Mays Anhängern wieder.

Nicht ganz vorübergehen können wir aber an einem von den Wiener Sozialdemokraten herbeigeführten Erlaß vom 7. Januar 1922, wonach – neben vielen andern, zum Teil sehr bekannten und unsers Erachtens völlig einwandfreien Büchern – auch die May-Bände zu den Schriften gezählt wurden, die künftig in den deutsch-österreichischen Schülerbüchereien keine Aufnahme mehr finden sollen. Dieser Teil des Erlasses war von Sachkenntnis nicht getrübt. Wir vermuten wohl mit Recht, daß die Herren, die zu jener Zeit die Geschäfte Wiens führten, noch der überlebten Beckmesserei unsers biedern Zunftgenossen Ferdinand Avenarius Gefolgschaft leisteten, ohne zu wissen, wie übel gerade diesem die Führung seines „Gemerks“ gegen Karl May bekommen ist.

Der Wiener Erlaß war von Anfang an sehr umstritten, und, wie wir erfahren haben, ist dabei, soweit es sich um Karl May handelt, nur mit Mühe eine Stimmungsmehrheit erreicht worden. Es schlossen sich dann in Oesterreich, wie in Deutschland Presseäußerungen an, die sich größtenteils **[310]** gegen die in diesem Erlaß liegende Herabwürdigung unsers Dichters wandten.

Mit vorstehender Feststellung wollen wir uns hier begnügen. Die Nachfrage nach den May-Bänden hat sich seither, wie überall so auch in Wien, noch mehr gesteigert. Wir können es uns nicht versagen, bei dieser Gelegenheit auch zu betonen, daß Karl Mays Schriften nicht nur in den Ländern deutscher Sprache sehr stark verbreitet sind, sondern auch im Ausland in einer so großen Menge von Uebersetzungen, wie sie wohl kein anderer neuerer deutscher Schriftsteller aufweisen kann: sein Werke liegen u. a. in englischen, dänisch-norwegischen, schwedischen, holländischen, italienischen, spanischen, französischen, tschechischen, ungarischen, polnischen, kroatisch-slovenischen Uebersetzungen vor.

Gerade der geschilderte, wenig aufregende Wiener Vorfall veranlaßt uns begreiflicherweise, aus der Fülle der wohlwollenden Aeußerungen über Karl May, die uns von sozialdemokratischen und noch weiter linksstehenden Kreisen vorliegen, einige hervorzuheben, die wir in Zukunft noch wesentlich zu vermehren gedenken: Der frühere preußische Ministerpräsident Heinrich Ströbel (unabhängig-sozialdemokratisch) hat wiederholt für Karl May eine Lanze gebrochen. Zudem bringen wir im folgenden noch einige andere Belege. Wir drucken einen Aufsatz ab, den Tono Kaiser in Nr. 251 des „Volkswillens, Organ der unabhängigen Sozialdemokratie“, München (23. November 1920) erscheinen ließ. Ferner haben wir uns an den kommunistischen Anarchisten Erich Mühsam mit der Bitte gewandt, sein anlässlich von Mays Tod in der Zeitschrift „Kain“, II. Jahrgang, Nr. 1, vom April 1912, veröffentlichtes Urteil über unsern Dichter abdrucken zu dürfen. Erich Mühsam hat uns in einem Begleitbrief, den wir unsern Lesern gleichfalls nicht vorenthalten möchten, die Erlaubnis zum Abdruck dieses älteren Artikels gegeben.

Wir bedauern sehr, uns bei diesem Anlaß gegen eine Partei wenden zu müssen, die sich vordem von der schmachvollen May-Hetze fast ganz freigehalten hatte, und die auch keinen Grund hat, sich dem friedekündenden Webersohn **[311]** feindlich gegenüberzustellen. Es sind uns übrigens auch Aeußerungen von Vertretern der deutschen Sozialdemokratie zugegangen, die „ihre Empörung über den Wiener Erlaß und die unverständliche Stellungnahme ihrer österreichischen Bruderpartei laut bekunden und betonen, daß May in keinem seiner zahlreichen Werke auch nur mit einer Silbe irgendwelche Parteipolitik durchblicken läßt.“ Die hier angezogene Zuschrift, deren Wortlaut ich wiedergebe und die von Justizobersekretär Gerhard Rothe, Vorsitzender der sozialdemokratischen Ortsgruppe Groß-Wartenberg, stammt, fährt wörtlich fort: „Vielmehr verkündet Karl May das wahre Christentum ohne Unterschied der Konfession, und weist jeden Menschen, der dafür empfänglich ist, in weitgehender Duldsamkeit den Weg empör zur Edelmenschlichkeit – ein Streben, wie es gerade im Sinn der Sozialdemokratie erhabner nicht gedacht werden kann; ein Streben, das sich gegen jegliche Gewaltanwendung der Menschen untereinander richtet und den Kampf mit der Waffe endlich aus der Welt geschafft wissen möchte.“

II.

Erich Mühsam an den Karl-May-Verlag.

Festung Niederschönenfeld, 12. Juli 1922.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Absicht, mein vor 10 Jahren für Karl May abgelegtes Bekenntnis im Karl-May-Jahrbuch zu wiederholen, ist mir durchaus recht. Ich verantworte und vertrete noch heute jedes Wort, das ich damals in meiner Empörung über die pharisäische Modeentrüstung schrieb. Daß der Schriftsteller May verderblich auf die Jugend eingewirkt haben soll, ist eine dummdreiste Lüge, erfunden um das bißchen **[312]** romantische Phantasie, das der Philister in anklägerischer Reumütigkeit in seinen Kindheitserinnerungen aufgestöbert hat, auf seinen Erreger abzuwälzen. Es ist nur zu bedauern, daß Mays Schriften seinerzeit der proletarischen Jugend gar nicht zugänglich waren, sondern nur den Söhnen begüterter Bürger, aus denen dann trotz der abscheulichen Seelenvergiftung ganz leidlich brave Amtsrichter und Oberlehrer, Pastoren und Hausbesitzer geworden sind. – Ich persönlich bin ja wohl eine Ausnahme von dieser Regel – wie die Adresse, unter der ich schreiben muß, ausweist. Aber ich kann mit Bestimmtheit versichern, daß an mir auch dann nichts zu retten gewesen wäre, wenn meine Lektüre vor 30 Jahren sich ganz auf Traktätchen der inneren Mission beschränkt hätte. Der bewegliche Geist eines erlebnishungrigen Bengels schafft sich seine Erregungen, wenn sie ihm nicht in Lesestoff geboten werden, in selbständigen Unternehmungen, die auch dann noch nicht tragisch aufgefaßt zu werden brauchen, wenn sie aus den Bezirken der üblichen Max- und Moritzstreiche heraustreten. Karl May selbst ist ja Beweis dafür, daß aus gärendem Most guter Wein werden kann. Das Ausleben abenteuerlicher Lüste im Nachempfinden einer literarischen Darstellung wird eher zum inneren Abreagieren der Erlebnissucht bei den Buben führen als zur Initiative, das Gelesene nachzuahmen, was ja praktisch immer schon an der technischen Unmöglichkeit scheitern wird. – Was mich betrifft, so werde ich Karl May für die Belebung meiner Gymnasiastensjahre treue Dankbarkeit bewahren, was alle Welt wissen darf.

[313]

III.

Erich Mühsam im „Kain“¹⁷:

Es tut mir aufrichtig leid, daß Karl May diese Zeilen nicht mehr lesen wird. Ich hätte sie auch geschrieben, wenn er nicht in diesen Tagen gestorben wäre. Jetzt bin ich in der üblen Lage, zu gleicher Zeit über den Verfasser von „Old Shatterhand“ freundliche Worte sagen zu müssen, wo sich „angesichts der Majestät des Todes“ allerlei „Schornalisten“ ebenfalls dazu gedrängt fühlen, die vorgestern noch ganze Fässer voll Jauche über den Mann ausgossen. Vor ein paar Wochen hatte „Der Akademische Verband für Literatur und Musik“ in Wien Karl May zu einer Vorlesung eingeladen. Darob großes Entrüstungsgeheul von den patentierten Kulturhütern. Es hatte sich nämlich in einem Beleidigungsprozeß, den May gegen den gelben Lebius anstrengen mußte, herausgestellt, daß der alte Mann in seinen Jugendjahren recht abenteuerlichen Ulk getrieben hat und dafür sogar (bedecke deinen Himmel, Zeus!) im Gefängnis sitzen mußte. Es war klar, daß so ein Kerl ein literarischer Hochstapler war, dessen Erzeugnisse nicht den geringsten Wert haben konnten, umsoweniger, als ihm philologisch gerichtete Spürgeister nachwiesen, daß er die Gegenden des wilden Westens und des dunklen Afrikas, die er so lebendig zu schildern wußte, niemals mit eigenen Augen gesehen hat. Dabei sind alle seine Erzählungen **[314]** in der Ich-Form abgefaßt – ein Lügner also, ein Hochstapler und kalter Schurke.

Es mögen wohl zwanzig Jahre her sein, seit ich zuletzt im „Guten Kameraden“ Maysche Erzählungen las. Ich kann mich also nicht mehr erinnern, ob sein Stil zu Einwendungen großen Anlaß gab. Ich nehme an, daß er nicht schlimmer war als der der frommen und patriotischen Geschichten der Schullesebücher. Aber ich will eine Kanaille heißen, wenn ich je leugnen sollte, daß mich, als ich Quartaner war, „Winnetou“, „Die Sklavenkarawane“ und „Der blaurote Methusalem“ verdammt mehr begeistert haben, als alle Heldenstudien des Cornelius Nepos zusammengenommen. Wenn es wahr ist, daß Karl May als junger Mensch Räuberbanden geleitet hat, so beweist das gar nichts gegen seine schriftstellerischen Fähigkeiten, erklärt aber viel von seiner phantastischen Erfindungskunst und erweist all sein in den Büchern behauptetes

¹⁷ „Kain“, Zeitschrift für Menschlichkeit. Herausgeber Erich Mühsam. Kain-Verlag München. Jahrgang II, Nr. 1, S. 13, April 1912.

Erleben als innerlich wahr. Sein Abenteuerum – meinetwegen nennts seinen verbrecherischen Instinkt – hat sich eben in späteren Jahren vergeistigt, sein Tatendrang hat sich in Phantasie umgesetzt, und wir Jungen hatten den Vorteil froher Erregungen und kühner Vorstellungsbilder davon, die unsere bestellten Pädagogen mit der Durchkäuung klassischer Dramen nur unter Schweißverlust wieder beseitigen konnten.

Was mögen sich die Leute wohl unter dichterischem Schaffen vorstellen, die May vorwerfen, er sei gar nicht in den Ländern gewesen, die er beschrieben hat? Daß das nicht aus der Lektüre seiner Werke hervorgeht, sondern erst durch Nachschnüffelung festgestellt **[315]** werden muß, sollte, meine ich, jedes Gebelfer gegen sein Talent zum Schweigen bringen. Als wir „Wilhelm Tell“ lasen, wurde uns als besonderes Verdienst Schillers gepriesen, daß er nie in der Schweiz war und nur aus der Phantasie seine Kulissen-Landschaften schuf. Schreibt aber heute jemand eine Unterhaltungsgeschichte, deren Helden Sudanesen sind, so hat er vor strengen Richtern zu erweisen, daß er wirklich selber im Sudan gelebt hat. Was alles seine Angreifer gegen May vorbringen, spricht für ihn, und es ist schändliche Undankbarkeit derer, die ihre besten Jugendstunden seinen Mordsgeschichten verdanken, dem Manne, der das Prädikat eines Dichters ohne Einschränkung verdient, nachträglich seine Verdienste zu schmälern.

Ich fühle mich nicht zum Tugendwächter geschaffen und wenn ich heute vor die Wahl gestellt würde, entweder Mays Erzählungen oder die Entrüstungsartikel gegen May zu lesen: bei Gott! zu den Zeitungsblättern griffe ich nicht.

[[316]]

Der Geächtete

Von T.[Anton „Tono“] Kaiser, München

©

[(321)]

Osterferien¹⁸

Von Dr. Wilhelm Matthießen

©

¹⁸ Wir setzen hier die launigen Erinnerungen fort, die der Dichter im Jahrbuch 1922 (S. 335 ff.) unter der Ueberschrift „Die Spessartreise“ eröffnete. Die Herausgeber.

[[331]]

Die Brücke

Von Lisa Barthel-Winkler

©

[[338]]

Der junge Strolch

Von Fritz Ströfer

©

[(344)]

Karl May und das deutsche Volk

(Vortrag, gehalten 25. September 1922 am Gymnasium zu Dillingen)

Von Unterprimaner Karl Geßler

©

[(350)]

Karl Mays Einfluß auf mich

Von Prof. Franz R e u ß

©

Hermann Hesse über Karl May

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Das Wertvollste, was ich bisher über Karl Mays Schriftstellerei gelesen habe, stammt aus der Feder von Hermann Hesse. Es ist mir bekannt geworden aus den letzten Seiten des Karl-May-Jahrbuchs von 1922, wo es Rose von Aichberger mitteilt, leider ohne zu sagen, wo sie diese Stelle gefunden hat¹⁹.

Hermann Hesse ist doch wohl unbestritten einer der bedeutendsten Schriftsteller unserer Tage, ein Mann von schärfster Beobachtungsgabe, tiefstem Gemüt, überzeugendster Gestaltungskraft, meisterhafter Beherrschung der Sprache, der Schöpfer unvergeßlicher Romane und stimmungsvoller Gedichte in weichen, abendlichen Mollakkorden und voll Sehnsucht nach Italien. Wer solches geschaffen hat, der hat Urteil und Gewicht in Fragen des Geschmacks und wiegt hundert Jugendschrift-Wartler auf.

„Neugierig gemacht durch die schrecklichen Dinge“, die man ihm über May berichtete, habe er angefangen, seine Werke zu lesen, um voll Erstaunen wahrzunehmen, daß nun eigentlich das Gegenteil von allem wahr sei, was er gehört hatte. „Er ist nämlich gar kein Macher, sondern von einer geradezu verblüffenden Ehrlichkeit.“

[358] Das steht also im schroffen Widerspruch zu Hermann L. Kösters wiederholtem Urteil: „Ein innerlich unwahrer Mensch, unwahr wie die Gestalten und Schicksale seiner Helden.“ (Jugendschriften-Warte 1921, Nr. 2/3; Karl-May-Jahrbuch 1922, S. 277.)

Er wiederholte nicht so heftig Wort und Lehre,
Wenn es ganz just mit dieser Sache wäre. (Goethe.)

Mich erfreut dieses Urteil um so mehr, als ich es vorher schon unabhängig von Hesse gefunden hatte, indem ich May als Volksschriftsteller eigenster Prägung erwies. Er hat das Verdienst, sich seine eigne Ausdrucksform geschaffen zu haben, und da er dabei mit naiver Ehrlichkeit zu Werke ging, so mußte echt Völkisches entstehen. „Dichtung als Wunscherfüllung“ besagt dasselbe, was ich als Dichtung mit erziehlicher Tendenz bezeichnet hatte.

Daß er ein großer Dichter sei, möchte ich nicht sagen, dazu ist seine Sprache allzu schabloniert und der Flug seiner Seele zu eng.

Auch das hatte ich zugegeben, aber damit entschuldigt, daß es ihm weniger um den Kunstwert zu tun war als um die erziehliche Nutzwirkung. Die „schablonierte Sprache“ kommt gewiß auf das Schuldkonto seiner Schul- und Seminarbildung, durch die jene eingeborene sprachschöpferische Kraft von klein aus [auf] zugunsten der Sprachkorrektheit ertötet wird. Wegen des „zu engen Flugs seiner Seele“ bin ich im Zweifel. Hoch ist sein Flug jedenfalls, nur vermißt Hesse vielleicht die Mannigfaltigkeit ihrer Erhebungen. May ist eben vorwiegend und einseitig religiös gestimmt. Aber mag man auch diese Einschränkung **[359]** des Lobes gelten lassen, jedenfalls bekennt Hesse:

May vertritt innerhalb unserer dürr und öde gewordenen Literatur mit seinen grellen und knalligen Werken einen Typus von Dichtung, die unentbehrlich und ewig ist.

Damit räumt ihm Hesse eine ehrende Sonderstellung in der Literaturgeschichte seiner Zeit ein, die die Liebe aller derer erklärt, die Ferdinand Avenarius als Geschmacksbanausen verächtlich machen will. Was die May-Gegner als Ergebnis einer geschickten Geschäftsreklame bewerten, erklärt Hesse als berechtigte Auflehnung unseres Volkes gegen eine „dürr und öde gewordene Literatur“. Dürr und öde ist May jedenfalls nicht, mögen seine Werke auch als „grell und knallig“ gelten: jedenfalls stehen sie auf der Seite, wo das „Unentbehrliche und Ewige“ ruht. Wer ihn nicht versteht, der klage sich selbst an, nicht ihn. So sagt nämlich abschließend Hesse:

Es ist nicht seine Schuld, daß den andern, „besseren“ Dichtern dieser Zeit die Phantasie gebricht, es ist die Schuld dieser andern, wenn ein Mann mit zweifelhaften Mitteln das erreicht, was ihnen mit ihren feinem Mitteln unerreichbar blieb.

Hesse sagt nicht klar genug, was ihm als „unentbehrlich und ewig“ gilt, aber wir können es erraten. Nicht nur die Schöpfungen einer lebendigen Phantasie, die Hesse allein nennt; einer Phantasie, die hinter die äußere Erscheinung der Welt blickt, sich nicht mit der gegebenen materiellen Welt begnügt, nicht nur

¹⁹ Der Aufsatz Hermann Hesses über Karl May stand in der Vossischen Zeitung vom 9. Sept. 1919. Die Herausgeber.

realistisch fühlt und denkt, sondern die selbstschöpferisch an der Welt arbeitet, „den erhabenen Gedanken der Schöpfung nachzudenken **[360]** wagt“, nicht nur nachzudenken, sondern nachzuschaffen wagt. Unentbehrlich ist uns und zumal dem Künstler diese Kraft, weil sie ein wesentlicher Teil der menschlichen Natur ist, weil sie schon vor dem Verstand als grundlegende Kraft in der kindlichen Seele lebt und schafft, weil aus ihr allein der Trieb zur Kunst stammt und erklärlich wird, weil alle Götter und Musen ihre Geschöpfe sind und in ihrem Dienst stehen, weil ohne Phantasie der Mensch seinen höchsten Menschenwert verliert, weil die Phantasie es ist, die die Welt beseelt:

Bilden wohl kann der Verstand, doch der tote kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur. (Goethe.)

Lüge nennen es die ewig Blinden, was in Wahrheit gestaltende Kraft der Phantasie ist. Tadel verdient die Phantasie nur dann, wenn sie zügellos wird und verwildert, sich nicht mit den lebendigen Erscheinungen der Welt in Einklang setzt.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten.
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur. (Goethe.)

Daher wieder Goethes Mahnung an die „Dichtungskraft“:

Daß das Leben Gestalt, die Gedanken Leben gewinnen,
Daß die belebende Kraft stets auch die bildende sei.

Daß May genial gestaltet hat, daß er kraft seiner Phantasie neues Leben aus dem Leben geschaffen hat – ich erinnere nur an seine Gestalten des Winnetou oder Halef – auch dafür können wir uns auf das Urteil Goethes berufen:

[361] Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen;
Was die Natur gebaut, baut er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur, Genius, verehrt in der Natur die Natur.

[Alle vier Zitate aus: Friedrich Schiller: Tabulae votivae]

Das Ewige, das in Karl Mays Schriften lebt und wirkt, ist die L i e b e .

Die Liebe ist die größte Macht der Welt. Die Griechen verehrten den Eros als den ersten Gott, ohne den es auch andre Götter nicht gäbe. Ein warmer Strom von Liebe ergießt sich durch alles, was May gedichtet, ja durch alles, was er gelebt hat. Sein liebendes Herz umfaßt die ganze Welt und kennt keine Grenzen. Das ist es, was seinen Schriften die Wärme gibt, die ihm die Herzen seiner Leser gewinnt. Das ist es auch, was ihn siegen läßt über die kalte Welt derer, die ihn bei ihrer reinen Verstandes- und Geschmackskultur so tief unter sich sahen, wie der lieblose Ferdinand Avenarius, dessen nüchterne Kühle unsre Seelen frieren macht. Hier bewahrheitet sich das ewige Wort des Paulus von der Allmacht der Liebe: „... Und hätte der Liebe nicht, so wär er ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!“

Weil also May das Unentbehrliche der gestaltenden Phantasie und das Ewige der Liebe hat, deshalb ist er der Liebling unsres Volkes geworden, und weil diese beiden Kräfte die wesentlichsten, grundlegenden seines künstlerischen und erzieherischen Wirkens sind, so erklärt sich aus diesen seine Wirkung auf unverdorbene, unverbildete, schlichte, naive und – echt deutsche Gemüter. Liebe erweckt Gegenliebe. Dem Geliebten aber verzeiht man seine menschlichen Schwächen. Deshalb sehen alle die, deren Herzen sich **[362]** an Mays Liebe entzündet haben, auch liebend hinweg über mancherlei zugestandene Unzulänglichkeiten seiner Werke. Das ist nicht Urteilslosigkeit, sondern gerechte Einschätzung, die das Wesentliche zur Herrschaft bringt. Das ist wahrhaft „gebildet“, wenn Paul de L a g a r d e recht hat, das gebildet sein bedeutet: „Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheiden und das Wesentliche ernst nehmen.“

„Gehet hin in alle Welt!“²⁰

Von August Niemann †

In der Beschreibung seines Lebens erzählt Karl May, daß es seine Sehnsucht gewesen sei, Missionar zu sein. Sein Lebenslauf hat ihn verhindert, als beglaubigtes Mitglied einer christlichen Gesellschaft zu den Heiden zu ziehen. Er war Schriftsteller. Aber seine Schriften sind durchtränkt vom Geiste des Missionswesens, und er versäumt in seinen Reiseerzählungen keine Gelegenheit, die Lehre des Evangeliums zu verkünden, zu erklären und zu verherrlichen. Diese Richtung seiner Schriften zeitigte ein wichtiges Ergebnis: Karl May konnte, da die Vergebung der Sünden sein oberster Grundsatz war, seinen Erzählungen jede beliebige Länge geben.

Wenn etwa nach zwanzig oder dreißig Seiten die Schurken reif zum Galgen sind, und der Leser erwartet und hofft, daß der Held ihnen den Garaus macht, so verzeiht ihnen dieser, und sie können noch durch fünfhundert oder sechshundert Seiten hindurch ihre **[364]** Raub- und Mordanschläge unter neuen Verwicklungen fortsetzen, bis am Schluß die allgemeine Versöhnung stattfindet. Wenn einmal ein Mörder zu Schaden kommt, so geschieht es aus Versehen, indem er etwa von einem Felsen stürzt, oder ins Wasser fällt, wo ihn die Krokodile fressen. Die christliche Seite bringt jedoch den Nachteil mit sich, daß die Spannung nachläßt. Der Leser, der zwei oder drei Erzählungen von Karl May gelesen hat, sagt sich bei gefährlichen Aussichten, daß es so schlimm nicht werden wird.

In jeder Erzählung bilden sich zwei Gruppen, die der Guten und die der Bösen. Im Mittelpunkt der Guten steht der Dichter mit seinen Freunden. Stets wollen sie friedlich auf fremden Pfaden durch die unsichersten, entlegensten und gefährlichsten Erdenwinkel ziehen. Allerdings ist der Held wohl geeignet für Wildnisse und Räuberhöhlen. Er ist ein Pfadfinder, dem kaum eine Spur, weder im Wald, noch auf Steinen, noch im Sand, noch im Wasser entgeht, wenn er Spitzbuben verfolgt. Er ist ein Schütze, dessen Kugel fast unfehlbar trifft, weshalb er sich auch sorgfältig hütet, auf einen Feind zu schießen und Blut zu vergießen. Dafür schmettert er dann den stärksten Gegner mit einem Faustschlag nieder und zwar so kunstvoll, daß dieser keinen Schaden leidet, sondern nach fünf bis zehn Minuten wieder aufsteht. Er ist ein unübertrefflicher Pferdehändiger und ein unvergleichlicher Reiter. Er versteht die Seefahrt und ist ein geschickter Steuermann. Sein Ruhm ist, dem besiegten Mordgesellen zu sagen: so wie ich klüger und stärker bin als du, so ist auch mein Gott klüger und stärker als deine Götzen. Das **[365]** bedenke! Man sollte glauben, daß bei solchen Reisen und beständigen Kämpfen das Blut in Strömen fließen müßte. Aber nein, alles läuft, dank dem Evangelium, fast ohne Blut ab, und eine Tracht Prügel ist das Schlimmste, was dem Mörder begeben kann.

Diese Erzählungen müßten eintönig werden, wenn der Dichter nicht erstaunliche Kenntnisse und eine unerschöpfliche Phantasie besäße. Obwohl es schließlich immer dieselben Schurken, Räuber und Mörder sind, nur in anderm Kostüm, die zum Christentum bekehrt werden sollen, merkt man das kaum, weil die Landschaften, die Volkstypen und die Begebenheiten so außerordentlich verschieden sind. Die Dekorationen wechseln in solcher Fülle der Farben, daß der Leser immer wieder mitgezogen wird im Lauf der stets wechselnden Handlung.

Schlimm ergeht es zumeist den Freunden und Anhängern des Helden. So lange alles gut geht, sind sie stumme Personen, die den großen Eigenschaften des Helden zu Unterlagen dienen. Kommt es zum Kampf, so geht es ihnen noch schlechter. Sie werden von den Bösen gefesselt und liegen am Boden, oder stehen schon am Marterpfahl, um von den feindlichen Indianern getötet zu werden. Davon werden sie durch die Klugheit und Tapferkeit des Helden befreit und haben nunmehr ihre Feinde unter dem Knie. Dann möchten sie diese Feinde umbringen. Aber der Held leidet das nicht. Er beleidigt lieber seine Freunde, als daß er Blutvergießen duldet. Eine Ausnahme von diesen unglücklichen Freunden macht nur einer, der Mohammedaner Halef, der den Helden **[366]** zum Islam bekehren möchte und darüber selbst ein Christ wird.

²⁰ Dieser Beitrag stammt aus der Feder des bekannten Schriftstellers Hauptmann a. D. August Niemann, der, wie schon im Jahrbuch 1920 (S. 8) berichtet, am 17. September 1919 im Alter von 80 Jahren einem Unfall erlag. Kurze Zeit vor seinem Tod hat er uns obige Ausführungen zugesandt.
Die Herausgeber.

Der Leser lernt eine Menge Geographie durch die Schilderungen der verschiedenen Länder, Küsten und Meere. Unmöglich kann May alle diese Länder selbst erforscht haben, aber wenn er Bücher studiert hat, um sie darnach zu beschreiben, so begreift man kaum, woher er die Zeit und die Quellen seines Wissens genommen hat außer der Zeit, die ihn das Schreiben so vieler Bände gekostet haben muß. Wenn man darüber nachdenkt, kommt man aus dem Staunen nicht heraus.

Karl May bildet eine Ausnahme unter allen Schriftstellern der Reise-Abenteuer. Keiner hat eine solche unermüdliche Phantasie, gepaart mit wissenschaftlichen Kenntnissen und religiös-sittlicher Richtung. Höchstens könnte man Jules Verne nennen. Aber Jules Verne ist phantastischer. Er hat nicht mehr Phantasie als Karl May, aber er bleibt nicht wie dieser auf dem Boden der Wirklichkeit. Jules Verne ist ein entzückender Erzähler, und er belehrt auch, aber er verlangt den Mond und die Sterne zum Schauplatz seiner Fabeln, und Karl May bleibt als gesunder Realist besonnen auf der Erde.

[(367)]

„Dieser See ist wie mein Herz“
Von Karl B u d d e , Ogden (Utah) U.S.A.

©

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1923

Aichberger, Rose von	1888	1977
Barthel-Winkler, Lisa	02.01.1893	1966
Biedermann, Alfred	23.12.1884	08.08.1971
Buchenau, Artur	03.06.1879	20.11.1946
Budde, Karl	1886	09.04.1949
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Geissler, Max	26.04.1868	26.02.1945
Geßler, Max	(1905)?	?
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Hartmann, Otto	08.09.1876	22.04.1930
Kaiser, Tono	?	?
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Mühsam, Erich	06.04.1878	10.07.1934
Niemann, August	27.06.1839	17.09.1919
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Reuß, Franz	?	?
Richter, W.	?	?
Rudert, Otto	06.03.1889	17.01.1955
Rühlmann, Hans	?	?
Schlüter, Willy	1873	1935
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Sehling, Emil	09.07.1860	30.11.1928
Ströfer, Fritz	?	?
Stütz, Adalbert	14.02.1878	23.12.1957
Wandolleck, Benno	18.4.1864	1930
Wulffen, Erich	03.10.1862	10.07.1936

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.